

Sigrid Schmitz

Der neue 'Feminalismus' – Quo vadis femina?

Hilde Neunhöffer: *Freie Frauen und ihre entscheidende Rolle in der Evolution des homo sapiens*, Hamburg 1995 (Verlag Dr. Kovac, 220 Seiten, 39,80 DM).

Natalie Angier: *Frau. Eine intime Geographie des weiblichen Körpers*, München 2000 (Bertelsmann Verlag, 530 Seiten, 48 DM).

Darf ich's wagen? Darf ich mir erlauben, die Stimme zu erheben gegen den wollüstigen Strom der Lobpreisungen über den weiblichen Körper, über weibliche Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften, über die weibliche Wahl ('female choice') bei der Partnersuche?

Darf ich es wagen, ein wenig an den Türen des Feminalismus zu rütteln und sie wieder zu öffnen für den Feminismus – oh du böses Wort!

Ich darf! Ich darf, weil es seit 20 Jahren eine feministische Naturwissenschaftsforschung und -kritik gibt, die mit exzellenten Analysen der unreflektierten Dichotomisierung und Naturalisierung von Geschlechterzuschreibungen entgegentritt. Sie hat nie geleugnet, dass es biologische Körper gibt. Sie stellt dagegen heraus, dass auch die Biologie kulturelle und soziale Erfahrung wieder als Realität 'verkörpert', dass eine kontinuierliche Wechselbeziehung zwischen Körperlichkeit und gesellschaftlicher Erfahrung besteht. Sie leugnet aber entschieden, dass eine Aussage über den Menschen und sein Verhalten nur deshalb wahrer würde, weil sie mit biologischer Begründung versehen wird.

Damit wende ich mich zunächst Hilde Neunhöffer zu, die sich in ihrem Buch mit der Evolutionsgeschichte des Menschen beschäftigt. Sie fragt zu Recht nach, ob der Mythos der jagenden Männer als Evolutions'macher' vor dem Hintergrund der heutigen wissenschaftlichen Befundlage wirklich haltbar ist. Wie und warum sollte sich in der Zeit der NeandertalerInnen aus einer jagenden Männergesellschaft voller Kampfeslust eine mitfühlende, teilweise ihre Kranken bis ins hohe Alter versorgende Gesellschaft entwickelt haben, die ihre Toten begrub und ihnen Gaben für die nächste Welt mitgab? Sie stellt die Frauen in den Mittelpunkt! Nur wenn die Frauen nicht die aggressivsten Männer zur Fortpflanzung wählten, sondern diejenigen, die kooperatives Verhalten und soziale Kompetenzen aufwiesen, nur wenn sich eine solche 'female choice' entwickelte, nur dann konnte sich die Jagdgesellschaft in eine soziale Gesellschaft wandeln.

Woher bekamen aber die Frauen die Macht, sich gegen den Willen der Männer durchzusetzen, die daran interessiert blieben, möglichst viele Frauen zu begatten und nicht auf ihre Erwählung warten zu müssen. Die Frauen im Lager hüteten das Feuer, und diese Fähigkeit gab ihnen mehr Mut und Selbstvertrauen als allen anderen Primatenweibchen zuvor. In der Frauengruppe konnten sie sich gegenseitig unterstützen und damit Übergriffen der Männer etwas entgegensetzen. Und sie hatten Zeit und Muße, die Sprache zu entwickeln. Die Männer mussten im Gegenteil auf der Jagd möglichst jedes Geräusch vermeiden. Und erst mit der Sprache kam es zur verstärkten Ausbildung des Gehirns, konnten komplexe gedankliche Leistungen durchgeführt und vermittelt werden, konnte Vorstellungsvermögen entstehen und Kultur sich entwickeln.

Soweit der erste, recht einleuchtende Teil von Hilde Neunhöffers Buch. Mich wundert, dass sie Nancy Tanner und Adrienne Zihlmann nicht einmal erwähnt, zwei Forscherinnen, die beinahe 20 Jahre zuvor entsprechende Überlegungen vorgebracht haben. Mich macht nachdenklich, dass sie ihre Theorie, Frauen würden das 'Schöne' und 'Gute' wählen, wenn sie denn die freie Wahl hätten, einzig auf die Prinzipien der sexuellen Selektion zurückführt – begründet auf ihrer Eingangsthese, dass diese 'Luxus'-Evolution auch bei Tieren zu finden ist. Mich lässt folgendes Zitat zur Begründung der Sprachentwicklung durch die Frauen beunruhigt aufmerken:

(...) so waren die Frauen den Männern am Sprechen immer einen Schritt voraus, einfach weil sie mehr Gelegenheit zum Sprechen und vielleicht auch von Natur mehr Interesse an Kommunikation hatten. Noch heute gelten die Frauen als schwatzhaft, und sie telefonieren länger als die Männer; die kleinen Mädchen fangen, jedenfalls weit verbreiteter Meinung nach, früher an zu sprechen als die Buben, und die jungen Mädchen lernen Fremdsprachen leichter als die männlichen Mitschüler; die großen Schweiger, die aus der Geschichte bekannt sind, waren alle Männer. (Neunhöffer, S. 97-98)

Diese Zirkelschlussmethode ist nicht neu, wird aber nicht 'wahrer' dadurch, dass man/frau biologistische Wahrheit konstruiert. Genau diese zirkuläre Naturalisierung kulturellen Verhaltens hat die feministische Analyse aufgedeckt. Aus den sehr variablen und komplexen Körpern, Eigenschaften und Verhaltensweisen der modernen Menschen werden bestimmte Strukturen ausgewählt, zu allgemeinen und generellen Mechanismen erklärt (ohne deren Vielfalt zu berücksichtigen), die deshalb den Evolutionsprozessen zugrunde liegen müssten und die nun wiederum die biologische Determination von menschlichem Verhalten aus der Evolutionsgeschichte heraus erklären. Obwohl Hilde Neunhöffer solche Zirkularisierungen bei anderen Erklärungskonzepten aus der Evolutionsforschung (z.B. zur willkürlichen Geschlechtszuschreibung ohne entsprechende Befundgrundlage) sehr wohl erkennt, führt sie nicht nur an der

oben beschriebenen Stelle diese Technik in Ignoranz ihrer Konstruktionshaftigkeit in gleicher Weise fort!

Geradezu abenteuerlich liest sich dann der zweite Teil ihrer Evolutionsgeschichte, in dem sie die gesamte Historie des *homo sapiens* bis hin zu unseren modernen Gesellschaftsformen auf verfehlte Strategien der sexuellen Selektion zurückführt. Die Menschen vermehrten sich zu stark; Besitz und Besitzanspruch gab den Männern neue Macht; im Patriarchat wurde die freie Wahl der Frauen gänzlich eingeschränkt; jeder Mann konnte sich nun fortpflanzen, und so setzten sich auch schlechte Charaktereigenschaften durch. Voraussetzung hierzu ist die These Neunhöffers, dass die genetische Komponente für menschliches Verhalten entscheidend sei, allen Umwelteinflüssen vorausgehe, dass „auch und gerade Charaktereigenschaften genetisch bedingt sind“ (S. 112), denn „(...) das überall auftretende Fehlverhalten hat genetische Ursachen in den bei allen Völkern verbreiteten verkehrten Selektionsmethoden (...)“ (S. 113).

Und wieder schöpft sie aus einer Hypothese Wahrheit. „Daß dies wirklich so gewesen sein muß, ergibt sich daraus, daß menschliches Wesen, alles, was die Humanitas ausmacht, nicht nur bei einem Stamm sich findet, sondern im Großen und Ganzen Allgemeingut unserer Art ist, das heißt, bei allen Völkern vorkommt.“ (S. 136).

So schlimm steht es also heute um uns aufgrund einer falschen sexuellen Strategie. Wie soll der nun solchermaßen aufgeklärte und geläuterte menschliche Stamm das Problem für die Zukunft lösen, um dem Untergang zu entgehen? Natürlich durch die Wiederentdeckung der freien Wahl der Frauen, die nun das ‘Schöne’ und ‘Gute’ erneut durch ‘female choice’ ausselektieren sollen. „Wir dürfen daher hoffen, daß die richtige Einstellung auch bei vielen Mädchen und Müttern noch möglich ist; denn das ‘Magnetfeld’ (bezieht sich auf eine Metapher, dass die Fähigkeit der Frauen, die richtige female choice zu treffen, einem Kompass gleich seinen Dienst tut; Anm. der Rezensentin) ist sicher noch da“ (S. 218). Also, wir Frauen würden das Ganze schon richten, dank unserer genetisch eingebrannten Fähigkeiten zur Wahl des schönen und guten Mannes, wenn man(n) uns denn nur ließe.

Natürlich freue ich mich, wenn Negativbewertungen des ‘Weiblichen’ positiv gekehrt werden, aber zu welchem Preis! Der Preis ist zu hoch. Mich schaudert insbesondere mit Blick auf die aktuelle Diskussion um Gendiagnostik, um Präimplantationsdiagnostik, um genetische Kontrolle des Ungeborenen, um genetische Manipulation. Kann ich der Autorin vielleicht auch zu Gute halten, dass ihr Buch schon vor sechs Jahren erschienen ist, so frage ich mich doch, ob die gesamte, nicht nur feministische Diskussion über die Auswirkungen genetischer Kontrolle an ihr vollkommen unbemerkt vorbeigegangen ist. Ist ihr nicht bewusst, dass es auch ganz andere Implikationen ihrer Forderung

nach einer neuen Strategie der genetisch gesteuerten Auswahl der 'besseren' Eigenschaften gibt. Ist ihr denn so gar nicht zu Ohren gekommen, dass wissenschaftliche Theorien eben keine Arbeiten im Elfenbeinturm sind, sondern eingebunden sind und benutzt werden zur Rechtfertigung gesellschaftlicher und politischer Entscheidungsprozesse?

Wenden wir uns dem zweiten Buch zu. Natalie Angier nimmt uns mit auf eine farbige, in blumigen Metaphern schwelgende Reise in, um und durch den weiblichen Körper. Und hier traue ich mich fast nicht mehr, eine Kritik zu formulieren, wird doch ihr Buch, quer durch die Geschlechter, von hochkarätigen Wissenschaftlern und von Autorinnen der *EMMA* gelobt und gepriesen, als der neue Weg zur Aufwertung der Frau!

Zunächst auch hier ein positives Votum: Während Hilde Neunhöffer ihre Theorien mit dem Mantel der wissenschaftlichen Objektivität qua Rekurs auf Evolutionsparadigmen behängt, sagt Natalie Angier in ihrer Einleitung deutlich, dass sie sich ungeniert hier und dort bedienen und alles zu einer „Theorie“ zusammenpacken wird. Sie macht also deutlich, dass sie nicht Wahrheit verkaufen, sondern Geschichten erzählen will.

Und – keine Frage – ihre Geschichten sind toll! Es begegnet uns das weibliche Ei – unsere Sonne, die Spermien lockt, die schützt und nährt, die alles besitzt, was eigentlich nötig ist zur Entwicklung eines neuen Lebens. Unsere Klitoris ist nicht nutzloses Beiwerk, sondern „der flammende Docht des Eros, der Ort, an dem die 8000 Nervenfasern zu einem richtigen kleinen Gehirn zusammenlaufen“ (S. 96). In ihr entdecken wir als Frau die neue Macht, die „ihre Trägerin dazu ermutigt, ihr Sexualleben in die Hand zu nehmen“ (S. 109), die ihr wieder Macht und Selbstbewusstsein gibt und – ich spanne den Bogen zu Neunhöffer – die ihr die Möglichkeit zur 'female choice' zurückgibt.

Dann sehen wir auf die runde, pralle Brust, die evolutionstechnisch in dieser Fülle nicht benötigt wird, aber entstanden ist, weil wir runde Formen als ästhetisch empfinden, das Schöne bevorzugen. Auch hier höre ich Parallelen zu Neunhöffers Evolutionstheorie.

Viele weitere eindrucksvolle Geschichten über unseren Körper stellen eine Verbindung zu Verhaltensweisen her, die wir normalerweise für uns 'Weibchen' nicht in Anspruch nehmen: Wut, Aggression, Bewegung, Kraft, Mut. Und all diese Verhaltensweisen bilden sich aufgrund unserer Biologie, der Fülle und Macht unseres Körpers!

Tolle Geschichten also, auch wenn mich die Metaphernfülle mancherorts zu erschlagen droht, frau macht sich doch auch gerne selber einmal ein eigenes Bild. Und auch, wenn manche Zusammenhänge eindeutig falsch sind, so z. B. der Vergleich der Eizellen (von Geburt an ausdifferenziert) mit Nervenzellen. Denn heute wissen wir, dass im Gehirn zeitlebens neue Nervenzellen entstehen,

in nicht unbeträchtlichem Ausmaß und wahrscheinlich in enger Assoziation mit Lernprozessen und mit der Einspeicherung von Erfahrung. Diese Befunde wurden prominent in der wissenschaftlichen Presse abgehandelt, und so macht es mich stutzig, dass sie so gar nicht erwähnt werden. Passt es etwa nicht in die schöne Metapher und wird deshalb einfach ignoriert?

Besonders Natalie Angiers Angriff auf die 'Evopsychos' (Evolutionspsychologen) ist bemerkenswert. Sie stellt heraus – und das auch hier zu Recht – wie einseitig sich die neue Evolutionspsychologie wissenschaftlicher Einzelbefunde (wahlweise aus der Mensch- und Tierwelt, wie es eben so passt) bedient, sie für ihre Naturalisierungstheorien benutzt, die ganze schon erwähnte Zirkelschlusstechnik also einsetzt. Auch wenn das nicht neu ist, es kann gar nicht oft genug aufgezeigt werden.

Warum ist mir bei diesem Buch dann so mulmig zumute? Vielleicht, weil Natalie Angier dasselbe – obschon angekündigt – macht: aktuelle Fragebogenerhebungen mit biologischen Erklärungen verknüpft, so z.B. die Suche nach guten Genen bei der Partnerwahl, die Frauen möglicherweise durch Immunmoleküle im Schweiß erkennen (S. 476). Vielleicht, weil sie in den Kanon gegen jegliche feministische Dekonstruktionsargumentation einstimmt und ihr eine 'Biologie des Körpers' entgegensetzt, ohne zu hinterfragen, wie sich denn Erfahrung im Körperlichen widerspiegelt und Körperlichkeit umgekehrt unsere Erfahrung beeinflusst. Auch wenn sie es explizit vermeiden will, läuft Natalie Angier durch ihre Auswahl und ihre Auslassungen Gefahr, genau in die Falle der unreflektierten Naturalisierung von Geschlechterpolarisierungen zu tappen, die sie der Soziobiologie und Evolutionspsychologie vorwirft. Besonders erschrecken mich die unreflektierten Rezensionen dieses Buches von allen Seiten, die nun – trotz gegenteiliger Ankündigung der Autorin selbst – *Wahrheit sehen, wo Hypothesen formuliert werden!*

Beide Bücher erzählen Geschichten, oder – um es korrekt auszudrücken – wissenschaftliche Theorien. Das ist nicht schlimm. Ich liebe Geschichten. Ich bin eine begeisterte Geschichtenleserin! Beide Bücher erwecken in mir aber auch den Eindruck, von feministischer Naturwissenschaftskritik nur peripher tangiert worden zu sein. Denn feministische Naturwissenschaftsforschung umfasst mehr als nur Judith Butlers Dekonstruktionstheorie. Das Wort 'Feminismus' scheint für beide Autorinnen mit ähnlichen Ängsten und Vorurteilen behaftet zu sein, wie bei vielen männlichen Naturwissenschaftlern. Feministische Analyse wird behandelt als sei sie per se nicht naturwissenschaftlich, nicht objektiv, weil von subjektiven Frauen nur zur Durchsetzung ihrer politischen Forderungen benutzt. Dieses Totschlag-Argument, seit jeher gegen feministische Forschung und deren kritischen Ansätze angeführt, ist nicht nur absurd. Es ist kon-

traproduktiv, besonders wenn es von einer Wissenschaftlerin bzw. einer Wissenschaftsjournalistin benutzt wird, die beide expressis verbis die Frauen aufwerten wollen.

All diese Lobpreisungen der weiblichen Wahl und des weiblichen Körpers, so schön sie sind und so wohl sie uns tun, manifestieren doch gleichzeitig den 'Sex-Gender Gap', die Trennung zwischen der Erforschung des biologisch determinierten Sexus, die der Biologie zugeordnet wird, und der Beschäftigung mit kulturellen und sozialen Konstruktionen des Gender, die den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften zur Analyse anheim gestellt wird. Gerade in den letzten Jahren hat sich dagegen eine interdisziplinäre Richtung etabliert, die im Dialog zwischen Kultur- und Naturwissenschaften das 'Embodiment', d.h. die Verkörperung von Erfahrung (die sich nicht nur eindeutig in der modernen Hirnforschung aufzeigen lässt), als Brücke zwischen Sex und Gender sieht. Auch Gender-Konstruktionen werden zur Realität des Körperlichen und wirken zurück auf individuelles und gesellschaftliches 'Doing Gender'.

Also Feminalistinnen aufgepasst: Habt Acht, dass nicht plötzlich wieder jemand kommt und im gleichen wissenschaftlichen Argumentationskanon die Bewertungen des biologisch Weiblichen wieder umkehrt, abwertet, unterordnet und euch zurückverweist auf euren Platz einzig als Hüterinnen des Feuers.

Jutta Weber

Baby M., das Schaf Dolly und der Posthumanismus

Heidi Hofmann: Die feministischen Diskurse über Reproduktionstechnologien. Positionen und Kontroversen in der BRD und den USA, Frankfurt/M./New York 1999 (Campus, 329 Seiten, 78 DM).

Gibt es einen *natürlichen* Körper des Menschen und Grenzen des Humanen? Und selbst wenn ja – lässt sich damit noch sinnvoll argumentieren in der ethischen Debatte des 21. Jahrhunderts?

Die Frage nach der menschlichen Natur ist der rote Faden, der die Debatten um die Gen- und Reproduktionstechnologien durchzieht. Die *conditio humana* ist der Nervenknoten in der strittigen Frage, ob und inwieweit unsere Körper technisch reproduziert werden sollen. Während in den Labors fleißig an den posthumanen Konstruktionen und Chimären gearbeitet wird und die Gesetzeslage zunehmend dem status quo angepasst wird, tobt die ethische Debatte um die Frage, ob und wie weit die Fusion von Mensch und Technik erlaubt ist –

oder auch nur Sinn macht. Während die einen von multifunktionalen posthumanen Körpern träumen, treten KritikerInnen in aller Welt der grenzenlosen und umgreifenden Ausbreitung der Biotechnologien bzw. -industrien entgegen. Sie beharren gegen den Zeitgeist des Posthumanismus darauf, dass die Omnipotenzträume der Biotechnologen und der Life-Industry gefährlich für Leib und Leben sind.

Andererseits wird von vielen BefürworterInnen der Biotechnologien gerade die unbegrenzte technologische Entwicklung als Voraussetzung und Grundlage für die radikale Selbstverwirklichung der Menschen, der *conditio humana* gesehen. Die Modellierung, Perfektionierung oder gar Transzendierung des menschlichen Körpers wird als adäquate Umsetzung menschlicher Freiheit verstanden.

Die fortschreitende technologische Entwicklung gilt den PosthumanistInnen gerade als Grundlage für die Befreiung von unseren 'natürlichen', ach so imperfekten und anfälligen Körpern. Die Technik soll unserer Labilität, der Krankheit und dem Tod ein Ende bereiten. Die Perfektionierung des menschlichen Körpers wird als Grundlage für eine post-humane Existenz begriffen, der es sich im Rahmen einer selbstgesteuerten technologischen Evolution immer mehr anzunähern gilt. Der radikale Traum von der technisch gelenkten Perfektion beinhaltet u.a. die Konzeption makelloser, perfekt designer Babys wie sie uns Hollywood mit *Gattaca* so plastisch vorgeführt hat: Nur *die* Embryonen werden ausgetragen, die zuvor schon den 'Baby-TÜV' im Reagenzglas bestanden haben. Befreit von Erbkrankheiten und anderen Ärgernissen sollen sie eine höhere Lebenserwartung und Leistungsfähigkeit als ihre 'natürlich' empfangenen Artgenossen aufweisen. Und geht einmal nicht alles glatt, gibt's schließlich das Organreservoir des eigenen geklonten Körpers: Breit ist die Palette posthumaner Träume.

Eine gut verständliche Darstellung dieser kontroversen Debatte zwischen HumanistInnen und PosthumanistInnen auf dem Gebiet der Reproduktionstechnologien liefert Heidi Hofmanns Buch *Die feministischen Diskurse über Reproduktionstechnologien*, das vorletztes Jahr bei Campus erschienen ist. Hier wird nicht 'nur' die feministische Debatte um die Reproduktionstechnologien aufgearbeitet, sondern auch für AnfängerInnen werden die grundsätzlichen Konfliktlinien des Problemfelds Ethik verständlich erläutert – etwa die groben Differenzen und unterschiedlichen Traditionen der angloamerikanischen Bioethik und der kontinentaleuropäischen Moralphilosophie. Aber auch wesentliche Verfahren der Reproduktionstechnologien (z.B. In-vitro-Fertilisation, Präimplantationsdiagnostik oder introzytoplasmatische Spermajektion) werden erklärt sowie ihre Differenz zu denen der Gentechnologien.

Zum besseren Verständnis des heutigen Standes der Technik werden entscheidende historische Schritte bei der Entwicklung der Reproduktionstechnologien rekonstruiert und ihre doch teilweise sehr unterschiedlichen Forschungsparadigmen diskutiert, denn ob die Heilung von Krankheiten im Mittelpunkt der Forschung oder der Entwurf des neuen, posthumanen Menschen steht, ist ja nicht unwesentlich.

Erstaunt stellt man bei der Lektüre dieser historischen Rekonstruktion fest, dass die erste (erfolgreiche) und damals Aufsehen erregende In-vitro-Fertilisation nun auch schon gut 20 Jahre zurückliegt und das damals berühmt-berüchtigte Baby M. eine ausgewachsene junge Frau geworden ist, die in einem Zeitalter lebt, in dem das Verfahren der In-vitro-Fertilisation heute mehr oder weniger selbstverständlich geworden ist. Fragt man sich, wie wir wohl in 20 oder auch nur 10 Jahren über das Schaf Dolly sprechen werden, das heute heiß umstritten ist.

Ins Detail geht Heidi Hofmanns Studie bezüglich der feministischen Debatten um die Reproduktionstechnologien in Deutschland und den USA. Spannend sind diese Debatten nicht zuletzt, weil sie ganz konkret die Auswirkungen der neuen Technologien auf die Frauen zum Thema machen – nicht unbedingt selbstverständlich im 'main-' bzw. 'malestream' der Ethikdebatte. Aber hier wird häufig greifbar, dass es eben vor allem Frauen sind, die die Versuchskaninchen für das Reproduktionstech-Business sind, aber äußerst selten dessen Protagonistinnen.

Dennoch werden Nutzen und Nachteil der Technologien sehr unterschiedlich diesseits und jenseits des Atlantiks von den Feministinnen eingeschätzt. Entsprechend der jeweiligen kulturellen Traditionen hoffen die US-amerikanischen Feministinnen eher auf das befreiende Potenzial der Technik, während im deutschen Feminismus eher eine kulturpessimistische und technikskeptische Einschätzung vorherrscht.

Die US-amerikanische Theoretikerin Shulamit Firestone träumte etwa in den 70er Jahren noch von der Abschaffung der natürlichen Reproduktion, die die Gleichberechtigung der Geschlechter ermöglichen sollte. Doch schon wenig später kritisieren viele Ökofeministinnen (Gene Korea, Maria Mies) sowohl in Deutschland als auch den USA die Technik generell als männlich und herrschaftsstabilisierend. Angesichts dieser radikal negierenden Haltung vieler Feministinnen, rief die US-Amerikanerin Donna Haraway Anfang der 80er Jahre in ihrem berühmten *Cyborg-Manifest* zur lustvollen Auseinandersetzung mit der Technowissenschaft auf. Unbeliebt machte sie sich zu dieser Zeit damit, Technik nicht allein als tödlich und männlich zu interpretieren, sondern dieser durchaus ein Potenzial zur Herstellung 'lebbarer Welten' zuzu-

sprechen – wenn die entsprechenden politischen Rahmenbedingungen dafür erkämpft würden. In der allmählichen Auflösung traditioneller hierarchischer Dualismen durch die neuen Technologien, die sie als Biologin und Wissenschaftshistorikerin teilweise minutiös verfolgt, sieht sie jedenfalls Anlass zur Hoffnung: Wenn sich die Grenzen zwischen Mensch und Maschine, Körper und Geist oder auch Tier und Mensch verwischen, dann versinke womöglich auch das alte leidige Kategorienpaar 'männlich/weiblich' im Säurebad des Posthumanismus.

Ganz anders beurteilt die deutsche Historikerin Barbara Duden die aktuellen Entwicklungen: Trotz der extremen historischen Variationen im Körperverständnis interpretiert sie die anwachsende Dominanz der Medizintechnologien – und hier sind nicht nur die Reproduktionstechnologien, sondern auch Visualisierungstechnologien wie Ultraschall u.a. gemeint – als zunehmende Kolonialisierung und Entfremdung der Körper von Frauen.

Diese verschiedenen Argumentationsstrategien von US-amerikanischen und deutschsprachigen Feministinnen über die Jahrzehnte und in der kulturellen Kontrastierung in der Studie zu verfolgen, ist spannend und ermöglicht noch einmal einen anderen Blick – auch wenn ich mir die Diskussion der divergenten Positionen noch mehr zugespitzt gewünscht hätte. Schön zu verfolgen ist die Fortsetzung allgemeiner kultureller Tendenzen in der feministischen Debatte – eben die tendenziell größere Technikfreundlichkeit der US-amerikanischen Positionen und der ausgeprägtere Kulturpessimismus der deutschen Debatte – Ausnahmen bestätigen die Regel.

Entscheidender Pluspunkt der feministischen Debatte auf dem weiten und schwer umkämpften Schlachtfeld der Ethik ist die weitaus differenziertere Stellungnahme zu den Reproduktionstechnologien als im 'malestream' – wohl nicht zuletzt weil frau sich hier in einem ambivalenten und widersprüchlichen Feld wiederfindet: Auf den ersten Blick klingen feministische Argumente gegen Experimente an Embryonen oder Pränataldiagnostik ('Baby-TÜV') nämlich nicht viel anders als die frauenfeindlichen Parolen konservativer Lebensschützer und katholischer Potentaten.

Wie verteilen sich also die Positionen bezüglich Menschenwürde und Freiheit, bezüglich Unversehrtheit der Körper und Autonomie angesichts der neuesten technologischen Entwicklungen? Argumentiert frau nun zu Gunsten der unveräußerlichen Wesenheit des Menschen oder gar des Embryos in theologischer Manier oder plädiert sie für unbegrenzte Selbstverwirklichung, um damit den weiblichen Körper als Experimentierfeld freizugeben? Oder sind diese Alternativen schon längst keine Optionen mehr in einer Zeit, in der gängige Vorstellungen von Natürlichkeit und Künstlichkeit, von Leben und Tod schon lan-

ge unterminiert sind von Phänomenen wie postmortaler Fertilisation und Schwangerschaften hirntoter Mütter?

In Heidi Hofmanns Buch wird deutlich, dass sich die feministische Debatte der Reproduktionstechnologien dadurch auszeichnet, dass sie bei der Beantwortung dieser Fragen nicht in einem simplen Pro-Contra stecken bleibt. Die Frage nach Autonomie und Menschenwürde wird selten losgelöst vom politischen und gesellschaftlichen Kontext diskutiert und die Normen von Autonomie und Menschenwürde werden zugleich radikal hinterfragt: Schon in den achtziger Jahren hatte die feministische Debatte darauf aufmerksam gemacht, dass die von der Aufklärung aufgebrachte und vom Liberalismus gehätschelte Idee der Autonomie ein reichlich fragwürdiges Konzept ist, das zum einen seinen Erfolg der Ausblendung des Reproduktionsbereichs, aber auch generell der sozialen Eingebundenheit von Menschen schuldet – und damit die geschlechtsspezifische und hierarchische Arbeitsteilung festschreibt. Gleichzeitig wurde auch das Konzept der Menschenwürde als eurozentrisches kritisiert.

Doch wie sollte überhaupt eine eindeutige und damit auch abstrakte Entscheidung zu Gunsten des Konzepts Menschenwürde oder Autonomie möglich sein, wenn sich bei genauerem Hinsehen doch zeigt, wie sehr diese Debatte um die ethischen bzw. moralischen Leitlinien dieser Welt von ökonomischen, politischen, gesellschaftlichen und technowissenschaftlichen Interessen gezeichnet ist? Gerade deshalb ist aber kritisch Stellung zu beziehen.

Die Autorin selbst tendiert letztendlich zum Engagement zu Gunsten des Konzepts der Menschenwürde – ob dies ihrer Verwurzelung in der eher kulturpessimistischen kontinentaleuropäischen Kultur geschuldet ist oder dem politischen Impetus, der übermächtigen angloamerikanischen Bioethik entgegenzusteuern, vermag ich nicht zu sagen.

Petra Lucht/Ivana Weber

Naturwissenschaftsforschung als Grenzüberschreitung

Barbara Petersen/Bärbel Mauß (Hrsg.): Feministische Naturwissenschaftsforschung: Science und Fiction. Schriftenreihe NUT – Frauen in Naturwissenschaft und Technik e. V., Band 5, Mössingen-Talheim 1998 (Talheimer, 119 Seiten, 28 DM).

Die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung stellen sich, allen Dekonstruktionen zum Trotz, als erstaunlich dauerhafte Gebilde dar, die aktiv

in unser Leben eingreifen, es prägen und verändern. Eine feministische Auseinandersetzung mit naturwissenschaftlichen Erkenntnisprojekten verharret in Deutschland aber noch immer in ihren Anfängen: Bis heute ist feministische Naturwissenschaftsanalyse und -kritik in Forschung und Lehre an den Universitäten kaum institutionell verankert. Inhaltlich aber entwickeln Herausgeberinnen und Autorinnen mit diesem Band die feministische Naturwissenschaftsforschung weiter: Während die kritischen Pionierinnen der seit mehr als dreißig Jahren aktiven Naturwissenschaftlerinnen- und Technikerinnenbewegung ihre Ansätze i. d. R. außerhalb ihres beruflichen Alltags entwerfen mussten, arbeiten die Autorinnen dieses Bandes überwiegend als Doktorandinnen in der universitär verankerten Wissenschaftsforschung. Damit haben sie sich in das Spannungsfeld zwischen den 'Malestream'-Wissenschaften und der feministischen Naturwissenschaftskritik begeben. Mit der vorliegenden Aufsatzsammlung dokumentieren sie, dass auch und gerade unter Einbezug der Science Studies feministische Kritiken an den Naturwissenschaften aus unterschiedlichsten Perspektiven möglich und notwendig sind.

Wie die Herausgeberinnen, Barbara Petersen und Bärbel Mauß, mit dem Untertitel „Science und Fiction“ sowie in ihrer Einleitung deutlich machen, sind 'Interdisziplinarität' und 'Grenzüberschreitungen' sicherlich die zentralen Termini für diese Aufsatzsammlung: Keiner der Artikel lässt sich eindeutig ausschließlich der Wissenschaftsphilosophie, -soziologie, -geschichte oder einer Naturwissenschaft zuordnen. Hier werden auch die individuellen Doppelqualifikationen der Autorinnen deutlich: Sie kommen überwiegend aus einer der Naturwissenschaften, haben sich für die Erarbeitung feministischer Naturwissenschaftskritik aber in die Gesellschafts-, Kultur- und Geisteswissenschaften begeben und müssen daher deren Anforderungen ebenso erfüllen.

In ihrem einleitenden Beitrag skizziert Dorit Heinsohn die spezifische Geschichte der feministischen Naturwissenschaftsforschung in der BRD. Anhand von Beispielen greift sie dann die drei Dimensionen der feministischen Naturwissenschaftskritik nach Evelyn Fox Keller auf: Women in Science (Frauen in den Naturwissenschaften), Science of Gender (biologisch-medizinische Konstruktionen der Geschlechterdifferenz) und Gender in Science (Geschlechterideologie in naturwissenschaftlichem Wissen). Quer zu Kellers Dimensionen feministischer Naturwissenschaftskritik stellt sich für Heinsohn in diesem Zusammenhang die Objektivitätsfrage: Mit Haraways Konzept von situiertem Wissen und der Erzählfigur des Cyborg beispielsweise kommt sie an „Orte, an denen klare Unterscheidungen, wie z. B. zwischen Organismus und Maschine, Mensch und Tier zusammenbrechen“ (29).

In den folgenden vier Beiträgen bewegen sich die Autorinnen zwischen diesen und weiteren Dimensionen der feministischen Naturwissenschaftsanalyse und geben damit einen Einblick in die Bandbreite dieses Feldes:

Mittels eines fiktionalen, autobiografischen Studienberichts eines Biologiestudenten lässt Smilla Ebeling mit erfrischendem Humor und Ironie androzentrische Verzerrungen nicht nur in der Biologie, sondern auch in der Alltagssprache und im Alltagserleben für sich sprechen. Sie stellt damit Verschränkungen von objektivem Wissen mit der 'Männermonokultur' in den Naturwissenschaften sowie mit den hierarchischen Gefügen des Wissenschaftsbetriebs in Frage. Was es mit dem „Gonocavulumzucken der Fahnenträgerinnen“ auf sich hat, soll hier nicht verraten werden. Der literarische Stil entspricht auf den ersten Blick nicht den gewohnten Leseerwartungen an wissenschaftliche Texte. Gerade auf diese Weise wirft Ebeling aber ein Schlaglicht auf die fiktionalen Elemente eben dieser scheinbar objektiven Literaturgattung: ihren Erzählcharakter.

In Kerstin Palms Beitrag kann die LeserIn den seit einigen Jahren wieder aufgeflamten Diskussionen um den Naturbegriff und – aus feministischer Sicht – seinen impliziten Androzentrismen folgen: Begründet durch die tiefgreifende Verunsicherung angesichts der 'ökologischen Krise' dominiert in diesen im Allgemeinen eine naturwissenschaftskritische Haltung. Am Beispiel historischer Debatten und der dortigen Beibehaltung eines androzentrischen Subjektbegriffes weist Palm darauf hin, dass durch die weitgehende Ausblendung feministischer Arbeiten zur Herausformung des Mensch-Natur-Verhältnisses und seiner Verwobenheit mit dem Geschlechterverhältnis nur eine spezielle Sicht auf die Geschichte des Naturbegriffs und damit eine reduzierte Interpretation der aktuellen Lage möglich ist.

Einen anderen Ansatz zeigt Heike Wiesner: Basierend auf den Schriften von Lyotard und Latour, mit Haraway und Butler aber über diese hinausgehend, bietet sie ein spannendes und auch stilistisch unkonventionelles Plädoyer für eine offensive „Tuchföhlung“ (55) von Feminismus, Postmoderne, Technoscience und Cyborgs. Wiesner setzt den Begriff des Cyborgs hauptsächlich mit Hybridisierung gleich. Angesichts des Abschieds von den großen Metaerzählungen der Moderne hinterfragt sie auch das „(natur-)wissenschaftliche Definitionsmonopol über Reinheit, Ordnung und Differenz“ (61). Dennoch redet sie keineswegs der so oft kritisierten postmodernen Beliebigkeit das Wort, da sie die feministischen postmodernen Schriften nicht als „wert(e)los“ (62) charakterisiert: Im Gegenteil interpretiert sie deren Ausweitung des humanzentrierten Rahmens als eine Gerechtigkeit, welche sich gerade auch dem Anderen verpflichtet sieht.

Seit Jahrzehnten beschäftigen Feministinnen sich mit der Konstruktion des Weiblichen – Sabine Höhler lenkt ihr Augenmerk auf die Gegenseite und zeigt an dem historischen Beispiel der Aeronautischen Meteorologie um 1900, wie die Konstruktionen von Männlichkeit und Wissenschaftlichkeit sich gegenseitig bedingen und verstärken, auch wenn sie sich bei genauerer Betrachtung

widersprechen. In ihrem Interpretationsangebot hebt sie im Anschluss an Butler auf Nüchternheit und Disziplin als performative Praxis ab, die den Wissenschaftler als männlichen, kühnen Helden inszenieren. Resultat ist eine Mythisierung, die sich durch Mehrdeutigkeit auszeichnet – vielleicht zeigt sich gerade so der Sinn mythischer Konstruktionen.

In den ersten vier Beiträgen präsentieren die Autorinnen jeweils verschiedene methodische, theoretische und stilistische Möglichkeiten einer feministischen Naturwissenschaftskritik. Der Widerspruch zwischen der sich hiermit andeutenden Themen- und Perspektivenfülle einerseits und der mangelnden institutionellen Verankerung andererseits wird von Helene Götschel im Hinblick auf die naturwissenschaftsimmanenten Gründe analysiert, und seine Folgen werden verdeutlicht: Sicherlich nicht ohne Grund ist der vorliegende Band aus einem autonomen Arbeitskreis hervorgegangen, der in der deutschen Hochschullandschaft (noch) keinen Ort hat. Götschel zeigt anhand der Universitäten Bremen und Hamburg, wie versucht wird, feministische Inhalte innerhalb der naturwissenschaftlichen Lehre zu verankern. Die Beispiele verdeutlichen, dass feministische Naturwissenschaftsforscherinnen trotz ihrer Doppelqualifikationen häufig nicht dem Dilemma entkommen, seitens der Naturwissenschaften als fachlich nicht mehr kompetente Aussteigerinnen, seitens der Geistes- und Sozialwissenschaften aber noch immer als Naturwissenschaftlerinnen angesehen und somit im etablierten Wissenschaftssystem nirgends als zugehörig betrachtet zu werden. Damit wird der Untertitel des Buches auf einer weiteren Ebene unterstrichen: Eine dauerhafte und durch institutionelle Strukturen unterstützte Selbstreflexion des naturwissenschaftlichen Denkgebäudes bleibt meist weiterhin (Science-)Fiction.

Insgesamt ließe sich dem Band Patchworkcharakter vorwerfen – die Themen- und Perspektivenvielfalt lässt aber doch einen roten Faden erkennen: Während in den 1980er Jahren meist die Arbeiten Carolyn Merchants und Evelyn Fox Kellers zentral für die Debatten feministischer Naturwissenschaftskritik waren, nehmen die Autorinnen dieses Bandes v. a. Auseinandersetzungen mit Konzepten von Donna Haraway und Judith Butler auf. Hier geht es um eingangs erwähnte Grenzüberschreitungen, nun aber auf der Ebene naturwissenschaftlicher Erkenntniskategorien. Mit der Rezeption von Haraway und Butler hat, wie Wiesner konstatiert, die Postmoderne in die feministische Naturwissenschaftskritik Einzug gehalten. Als „kleinste[n] gemeinsame[n] Nenner“ von Naturwissenschaftsforschung und Postmoderne sieht auch sie „Grenzverschiebung bzw. Grenzverwischung“ an. Gleichzeitig sind die zugehörigen Grenzbeziehungen aber u. E. in den naturwissenschaftlichen Disziplinen noch immer zentral für die Aufrechterhaltung des Objektivitätsideals der Naturwissenschaften, die reklamieren, wahres und überzeitlich gültiges Wissen über die Welt bzw. die Natur bereitzustellen. Dieses Spannungsverhältnis zwischen

einer Kritik an tradierten Kategorien und (Neu-)Entwürfen feministischer Konzepte und Strategien prägt die neueren Debatten der feministischen Naturwissenschaftsanalyse ebenso wie diejenigen der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften. Wir sehen hier eine wechselseitige Anschlussfähigkeit, auf deren weitere Resultate die neue 'Transdisziplinärin' noch gespannt sein darf.

Das Buch ist sowohl für EinsteigerInnen in die Thematik als auch für mit den aktuellen Debatten Vertraute sehr zu empfehlen.

Dieser Beitrag ist eine leicht überarbeitete Fassung unserer Rezension in der Zeitschrift *Feministische Studien*, Heft 2/1999.

Rezensionen zum Thema

‘Feminismen –

Bewegungen und Theoriebildungen weltweit’

Rita Schäfer

Positionsbestimmungen afrikanischer Feministinnen

Susan Arndt: Feminismus im Widerstreit. Afrikanischer Feminismus in Gesellschaft und Literatur, Münster 2000 (Unrast-Verlag, 205 Seiten, 24,80 DM), ISBN: 3-89771-201-6.

Afrikanische Schriftstellerinnen, die in ihren Werken Geschlechterhierarchien problematisieren, werden bei Konferenzen und Buchmessen in Europa oder den USA immer wieder gefragt, ob sie sich als Feministinnen verstehen. Das breite Spektrum ihrer Antworten überrascht viele hiesige Wissenschaftlerinnen und Aktivistinnen stets aufs Neue, denn es reicht von Bekenntnissen zu Positionen, wie sie von bekannten afro-amerikanischen Autorinnen wie Alice Walker vertreten werden, bis hin zur Zurückweisung feministischer Bekenntnisse. Diesen konträren Einschätzungen geht Susan Arndt nach, indem sie erläutert, warum die Schriftstellerinnen sich gegen pauschale Kategorisierungen wehren. Dabei spielen die Ablehnung des patronisierenden Verhaltens vieler weißer Feministinnen und die Suche nach terminologischen und konzeptionellen Alternativen eine entscheidende Rolle. Offensichtlich ist es die Zielsetzung der Berliner Literaturwissenschaftlerin, die Vielfalt feministischer Ansätze, die von Afrikanerinnen entwickelt wurden, in Europa bekannt zu machen. Auf diesem Wege sollen auch die hiesigen Diskussionen neue Impulse erhalten. Die wesentlichen Kennzeichen dieser gesellschaftskritischen Ansätze sowie Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden in vier der insgesamt sieben Kapitel des Buches dargelegt. Beispielsweise wird das sehr stark auf afrikanische Lebenszusammenhänge bezogene „Womanism“-Konzept der Nigerianerin Okonjo Ogunyemi erläutert, die Geschlechterhierarchien im Kontext von Postkolonialismus, Rassismus und Kulturimperialismus reflektiert. Hingegen geht Catherine Acholonus, ebenfalls aus Nigeria, von einer traditionellen Geschlechterkomplementarität aus, die durch koloniale, islamische und christliche Einflüsse zerstört wurde.

In einem zweiten Argumentationsstrang, den Susan Arndt über drei umfangreiche Kapitel verfolgt, steht die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen feministischen Strömungen in den Werken afrikanischer Autorinnen im Betrachtungsmittelpunkt. Ausgehend von der Frage, welche Kriterien ein literarischer Text erfüllen muss, um als 'feministisch' zu gelten, veranschaulicht Arndt die Heterogenität afrikanischer Literatur an überzeugend ausgewählten Beispielen. Sie erstellt ein Klassifikationsmodell, das zum Verständnis der Unterschiede zwischen den Positionen einzelner Autorinnen dienen soll. Dazu differenziert sie zwischen reformatorischen, transformatorischen und

radikalen Strömungen: Während Schriftstellerinnen wie die Kenianerin Grace Ogot nur das Verhalten einzelner Männer hinterfragen und nicht die patriarchalen Gesellschaftsstrukturen angreifen, halten die senegalesische Autorin Mariama Ba oder die nigerianische Schriftstellerin Buchi Emecheta derartige 'reformatorische' Ansätze für unzureichend. Sie fordern einen Einstellungswandel von Männern als sozialer Gruppe und entwerfen in ihren Texten Gegenbilder zur gegenwärtigen Gesellschaft. Über derartige transformatorische Positionen geht der radikale Ansatz junger Autorinnen wie Calixthe Beyala hinaus. Männer sind für sie hoffnungslos sexistisch, Frauen bleibt kaum eine Alternative zum Leben in Unterdrückung.

Diese unterschiedlichen Richtungen, die gleichzeitig einzelne Phasen in der Literaturgeschichte Afrikas spiegeln, werden an ausgewählten Textbeispielen veranschaulicht: Deutlich wird, dass Schriftstellerinnen in den 1970er und 1980er Jahren tendenziell einen reformatorischen Ansatz verfolgten, während jüngere Autorinnen eher transformatorische oder radikale Positionen vertreten. In der souveränen Textinterpretation und der Verknüpfung der Romane oder Kurzgeschichten mit der Biografie und dem Gesamtwerk der Autorinnen liegt die besondere Stärke dieses Buches. Arndts umsichtiges Vorgehen mit den Texten zeigt sich u.a. darin, dass sie sogar innerhalb des Werkes einer Schriftstellerin unterschiedliche Einschätzungen zu den Geschlechterhierarchien herausarbeitet, die beispielsweise die Lebensphasen der jeweiligen Autorin spiegeln. Hierbei konzentriert sich Susan Arndt auf nigerianische Autorinnen, wie Flora Nwapa und Buchi Emecheta, deren Werke zu ihren eigenen Forschungsschwerpunkten zählen. Die Konzentration auf Arbeiten nigerianischer Schriftstellerinnen begründet sie mit der besonders reichhaltigen und vielfältigen Literatur Nigerias. Sicherlich werden Kritiker ihr vorwerfen, dieses Vorgehen sei selektiv und bewertend. Indem Susan Arndt betont, dass sie einen Einblick in die Vielfalt der schriftstellerischen Werke afrikanischer Autorinnen geben will und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, kann sie derartige Vorwürfe entkräften. Die Schwachstellen des Buches beschränken sich somit auf einige stilistische Mängel sowie auf unnötige Verallgemeinerungen zur gesellschaftlichen Stellung von Afrikanerinnen in den Eingangskapiteln; diese hätten durch die Rezeption der einschlägigen ethnologischen Studien vermieden werden können. Dennoch wird die Autorin zweifellos dem eigenen Ziel gerecht, Wissenschaftlerinnen und Feministinnen in Europa den Zugang zur afrikanischen Literatur zu erleichtern.

Roswitha Badry

Viel Frau in „soft news“

Roswitha Irran: *Die Darstellung der Frau in der arabischen Presse: Am Beispiel der Wochenzeitung Ahbâr al-Yawm, Hamburg 2000* (Kovac, 138 Seiten, 98 DM).

Wissenschaftliche Untersuchungen zur arabischen Presse konzentrierten sich bisher in erster Linie auf historische und ideengeschichtliche Fragestellungen, geschlechterspezifische wurden höchstens am Rande tangiert. Dies verwundert nicht, sind doch die Aufarbeitung der Geschichte des Pressewesens und die Bewertung der Rolle einzelner Printmedien bei der Ideenvermittlung noch immer ein Desiderat. Die Auswertung aktueller Tages- und Wochenzeitungen gilt darüber hinaus – abgesehen vom reinen Nachrichtenwert – als wenig fruchtbar, da meist Zensur und Kontrolle durch den Staat allgegenwärtig sind.

Ganz anders sieht es mit der Erforschung westlicher Printmedien aus. Großangelegte Analysen deutsch- oder englischsprachiger Zeitungen haben die eindeutige Benachteiligung der Frau gegenüber dem Mann in Gewichtung und Präsentation der Berichterstattung aufgedeckt. Dieses Missverhältnis spiegelt nicht allein die faktische ungleiche Machtverteilung wider, sondern reproduziert, ja verstärkt auch – ob nun bewusst oder unbewusst – die Ungleichheit der Geschlechter.

Ausgehend von diesen Forschungsergebnissen und den darauf basierenden Fragestellungen widmet sich die Verfasserin der vorliegenden Studie der quantitativen und qualitativen Auswertung der Berichterstattung in der Kairiner Wochenzeitung *Ahbâr al-Yawm*. Weil es sich ursprünglich um eine Magisterarbeit (Universität Wien, 1997) handelt, hat sich Roswitha Irran nicht zuletzt infolge der Sprachbarrieren bewusst für eine relativ schmale Materialbasis entschieden: sechs Zeitungsexemplare aus dem Jahr 1995 (aus jedem zweiten Monat von Januar beginnend ein Exemplar). In dieser Hinsicht klingt der Titel der Studie allzu vielversprechend. Immerhin verdeutlicht die Verfasserin bereits in ihrer Einleitung, dass auf dieser Grundlage natürlich kein umfassender und repräsentativer Einblick in die Art und Weise der Darstellung der Frau in *Ahbâr al-Yawm*, geschweige denn in der arabischen Presse, gegeben werden kann. Die Ergebnisse seien vielmehr als „Tendenzen“ zu bewerten und sollen zu weiterführenden Studien anregen (S. 7, 17, 110). Dennoch stellt sich die Frage, ob man nicht öfter auf die Transkription zitierter Textpassagen hätte verzichten können, um stattdessen mehr Texte auszuwerten.

Nicht zuletzt wegen Art und Umfang des Materials und der weitgehenden Orientierung an den erwähnten westlichen Zeitungsanalysen (u.a. bzgl. Fra-

gestellungen, Hypothesen und Untersuchungsparametern) kommt Irran zu ähnlichen Ergebnissen wie die Erforscher österreichischer und deutscher Printmedien:

1. Rein quantitativ (vgl. Kap. 2 und Tabellen im Anhang, Kap. 6) bestätigt sich im untersuchten Sample die Annahme, dass Frauen in der Berichterstattung hinsichtlich der Anzahl der Beiträge eindeutig unterrepräsentiert, hinsichtlich der themenspezifischen Konzentration aber überrepräsentiert sind; im Bild sind sie fast zweimal so oft wie im Text anzutreffen. Frauenbezogene Beiträge finden sich im Wesentlichen unter den Nachrichten zu „Katastrophen und Kriminalfällen“, „Kultur und Unterhaltung“ und „Prominenz und Klatsch“. Da es sich um ein Wochenblatt, nicht um ein Magazin handelt, liegen die Beiträge zu „Mode, Schönheit, Kosmetik“ zahlenmäßig zurück, und die Mehrzahl der Bilder fällt kleinformatig aus.
2. In den am meisten frequentierten Themenbereichen (vgl. Kap. 3 und 6) finden sich alle längeren Textsorten (Berichte, Reportagen, Interviews), die zum größten Teil aus der Feder von Journalistinnen stammen. Das Hauptgewicht liegt dabei, wie zu erwarten, auf den „soft news“, die im Unterschied zu den ernsten und brisanten „hard news“ in Politik und Wirtschaft subjektiver und emotionaler gehalten und eher das amüsante oder tragische Moment betonen.
3. Die „gewöhnliche, einfache Frau“ erscheint in erster Linie in der Rolle des Opfers im Zusammenhang mit Berichten über Katastrophen und Verbrechen. Wird bei den tragischen Vorfällen die Mutterrolle herausgestellt, so bei den Kriminalfällen die Rolle der Ehefrau und Liebenden. Die „außergewöhnliche, herausragende Frau“ ist demgegenüber meist in Gestalt der Sängerin und Schauspielerinnen überrepräsentiert (in den Ressorts „Kultur und Unterhaltung“, „Prominenz und Klatsch“) und wird – belegt mit einer breiten Palette an Attributen zu ihrem beruflichen Können und Erfolg, aber auch zu ihrem Aussehen – als „Star“ in Szene gesetzt.

In einigen Punkten weichen die Ergebnisse des untersuchten Textkorpus jedoch von denen zu westlichen Printmedien ab:

1. Auch wenn Frauen entsprechend dem traditionellen Rollendenken in männlich dominierten Ressorts wie Politik und Wirtschaft vornehmlich wegen ihres sozialen Engagements gewürdigt und insgesamt seltener, zudem meist nur in Kurzmeldungen erwähnt werden, so ist ihre Präsenz (zumindest im Politikressort) doch nicht unbedeutend, und über sie wird weitgehend sachlich und neutral berichtet. – Ob dies mit den oben ange deuteten Beschränkungen der Pressefreiheit und mit den ansonsten dro-

henden, in Ägypten nicht seltenen, Klagen gegen Journalisten wegen Verleumdung zu tun hat und die vereinzelt Ausnahmen (S. 51 z.B.) auf verbreitete Feindbilder (hier Anti-Zionismus bzw. Anti-Amerikanismus) zurückzuführen sind, darauf geht Irran nicht ein.

2. Die Frau wird im Allgemeinen nicht als bloßes Dekorationsobjekt misbraucht; Bild und Text stehen weitgehend in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander.
3. Auffällig ist die vornehmlich religiös-kulturell bedingte Andersbehandlung der Nicht-Araberin/Nicht-Muslimin. Sie wird inhaltlich (Dominanz im Bereich „Mode und Schönheit“), optisch (den Körper betonende Großaufnahmen statt das Gesicht betonende Porträts) und sprachlich (oberflächliche und stereotype Attribute häufiger) in einem ungünstigeren Licht dargestellt als die Araberin/Muslimin. Damit wird das gängige, verfälschte Image der „westlichen Frau“ bestätigt und zementiert (u.a. S. 39ff.).

Diese Ergebnisse bieten durchaus einen wertvollen Ansatz für weiterführende Analysen; die Arbeit ist darüber hinaus gewissenhaft strukturiert und abgefasst. Dennoch schmälert es den Gesamteindruck, wenn Irran in ihrer zwar vornehmlich philologischen Studie weitgehend ohne Berücksichtigung der einschlägigen Sekundärliteratur zum gesellschaftspolitischen und kulturspezifischen Umfeld auskommt. Die einzige Monografie mit Bezug zum Nahen Osten, die der Bibliografie und den Anmerkungen zufolge verarbeitet wurde, ist die von V. Moghadam (1993, *Modernizing Women*). Infolge dieser Vernachlässigung entgehen der Autorin notgedrungen wichtige Aspekte in ihrer Analyse; Besonderheiten der Kultur werden mit Pauschalhinweisen abgetan. So lässt bereits die „Deskription des Untersuchungsobjekts“ (S. 15) Angaben zu Auflagenstärke (laut *The Middle East and North Africa 2000*, London 1999, Artikel „Egypt“, S. 460, immerhin mit über 1 Mio. Exemplaren eine der bedeutendsten ägyptischen Zeitungen), Ausrichtung und Leserkreis vermissen. Ein Blick in die wechselvolle Geschichte dieser nationalistischen, heute eher regierungsnah einzuschätzenden Zeitung hätte zudem die Problematik der arabischen Presse offenbart. Wenn in der Berichterstattung über Verbrechen die Frau auch als Opfer des herkömmlichen Festhaltens an Traditionen und religiös-kulturell bestimmter Konventionen geschildert wird (S. 71ff.), dann ist dies gleichfalls als mutige Kritik an den sozio-politischen Verhältnissen zu würdigen. Dass Frauen in der Rubrik „Sport“ nicht oft erwähnt werden, hängt nicht allein mit der weitgehenden Konzentration auf den männlich dominierten Fußball zusammen, sondern auch mit religiös-kulturell bedingten Beschränkungen für Frauensport. Wenn also gerade eine ägyptische Schwimmerin in

den höchsten Tönen gelobt wird, ist das schon eher als kleine Sensation zu bewerten (vgl. S. 103ff.).

Trotz der angedeuteten Monita ist zu hoffen, dass Studien solcher Art neben den historisch und ideengeschichtlich ausgerichteten zur arabischen Presse fortgesetzt werden.

Bettina Fraisl

Frauen Schreiben Widerstand

Die Sprache des Widerstandes ist alt wie die Welt und ihr Wunsch. Frauen in Österreich schreiben gegen Rechts. Hrsg. v. Milena Verlag, Reihe Dokumentation 19, Wien 2000 (Milena Verlag, 365 Seiten, 34 DM/248 ÖS).

Begünstigt Kulturkonservatismus das Entstehen progressiver Formen politischer Literatur?

Die Angelobung der amtierenden österreichischen Bundesregierung am 4.2.2000 provozierte aufgrund der durch die ÖVP ermöglichten Regierungseteiligung der bekannt fremdenfeindlichen FPÖ nicht nur Kritik und Protestmaßnahmen der EU, Israels und der USA, sondern auch massiven Widerstand in Österreich, der verschiedentlich als „Politisierung der Zivilgesellschaft“ begrüßt wurde. Neben den anfänglich zahlreichen österreichweiten Demonstrationen und den nach wie vor begangenen Donnerstags-Wandertagen in Wien fanden und finden verstärkt widerständische Aktionen von Intellektuellen und KünstlerInnen statt.¹ War bereits seit Jahren in Analysen über Stimmenzuwachs, Sein und Schein der freiheitlichen Partei und ihres Helden Haider gegen eine Politik der Ausgrenzung angeschrieben worden – etwa von Hans-Henning Scharsach, Christa Zöchling, Armin Thurnher und Hubertus Czernin oder in literarischen Texten von Elfriede Jelinek, Josef Haslinger usw. –, ging der Kampf gegen Fremden-, Kunst- und Frauenfeindlichkeit mit deren Hofburgfähigkeit in eine neue Runde. Die vorangeschrittene Realisierung dessen, was nicht (mehr) sein darf, führte zu hitzigen Debatten im Feuilleton nicht zuletzt über die missglückte Verhinderung des Eintretens und einer Reihe von Buchpublikationen, angefangen von Robert Menasses Essays *Erklär mir Österreich* und Klaus Ottomeyers Analyse der Psychopolitik der FPÖ in seiner *Haider-Show* über die von Isolde Charim und Doron Rabinovici herausgegebenen *Berichte aus Quarantänen* und Elfriede Jelineks *Das Lebewohl* bis hin zum Kinderbuch *Jörgi, der Drachentöter* von Gerhard Haderer und Leo Lukas.²

Der Widerstand gegen die Kunst- und Frauenfeindlichkeit der (mit)regierenden FPÖ bildet die Grundlage für die Anthologie *Die Sprache des Widerstandes ist alt wie die Welt und ihr Wunsch*, die im vergangenen Herbst vom Milena Verlag³ herausgegeben wurde. Mehr als 70 Frauen, Frauengruppen und -vereine reagierten auf den email-Aufruf der Verlagsfrauen mit Texten, die teilweise bereits bei Demonstrationen als Reden gehalten, u.a. in den feministischen Zeitschriften [sic!] und AUF erstveröffentlicht worden waren oder aber eigens für diesen Sammelband geschrieben wurden, um am kollektiven „konstruktiven Widerstand“ zu partizipieren, „der nicht im NEIN erstarrt“ (Amina Baha-jati). „Auch auf die Gefahr hin, humorlos zu erscheinen“ (Marlene Steeruwitz), wird politisch-moralisch Position bezogen und die Verteidigung der Würde von Frauen und Fremden gefeiert und gefordert.

Eint die Schreibenden also neben der konsensualen Kritik an der Regierung die Kategorie Geschlecht, stellt sich die Anthologie ansonsten als denkbar plurales Gebilde dar: Briefe, Essays, Gedichte, Kurzgeschichten, ein Interview, Kabarettauszüge in Hochsprache oder Regiolekt aus der Perspektive von in Österreich lebenden Migrantinnen, Künstlerinnen, Journalistinnen und Wissenschaftlerinnen zwischen 20 und 84 Jahren beziehen sich in unterschiedlicher Radikalität und Konkretheit auf die Regierungsbildung und die anhaltende FPÖVP-Koalition. Sichtbar bunt gestaltet sich der Widerstand: In großen orangen Lettern durchsetzt der Titel das Blauschwarz des Bucheinbands. Brüchig werden nicht nur die homogenen Farbbänder, sondern auch manch eingeschworenes Selbstverständnis. „Warum komme ich dauernd in Versuchung, die Bevölkerung dieses Landes in Gute einzuteilen, die Widerstand leisten, und Böse, die es ermöglicht haben, daß ich mich voll Unbehagen fühle, weil ich in diesem Land lebe? Warum bringt mich die Politik dieses Landes dazu, in billige Schwarzweißmalerei zu verfallen?“ fragt etwa Ilse Krüger. Im textuellen Widerstand „gegen Rassismus, Sexismus, Homophobie und ultraliberalen Sozialabbau“ (Alice Pechriggl) manifestiert sich deutlich die (ohn?)mächtige Wut der Intellektuellen über – in der Diktion von Christine Werner – „PolitikerInnen[, die] manipulierbare Halbdeppen züchten, die sie für eigene Zwecke blöd bleiben lassen!“

Dass die freiheitliche Kunst- und Kulturförderung sich in völkischer Heimatliebe und Traditionsverbundenheit erschöpft, ist spätestens seit dem 1995 platzierten Werbeslogan der Partei „Lieben Sie Scholten, Jelinek, Häupl, Peymann, Pasterk... oder Kunst und Kultur?“ nur allzu bekannt. Und trotz erstmaliger österreichischer Vizekanzlerin bleibt auch das reaktionäre Frauenbild der FPÖ keineR verborgen: die Abschaffung des Frauenministeriums, das Delegieren einer „Politik für Frauen“ an das nunmehrige Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generation und die parallel zu empfindlichen bud-

getären Kürzungen geplante Erhöhung und Ausweitung des Kindergeldes sprechen Bände. In einem offenen Brief an den Bundespräsidenten beklagen die Philosophinnen Silvia Stoller und Ingvild Birkhan die im Regierungspakt artikuliert „starke Identifizierung der Frau als Mutter“. Hilde Schmölzer konstatiert, dass „die neue, sogenannte ‘Frauenpolitik’ [...] unser Land in die 50er Jahre zurückkatapultieren will“. Von einer „Zuchtprämie“ spricht Anna Mitgutsch, von „Bevölkerungspolitik statt Frauenpolitik“ die Journalistin Eva Rossmann. Eine witzige Parodie auf das Mutterverdienstkreuz entwirft Petra Öllinger. Darüber, wer diese Politik *für* Frauen macht, sinniert Veronika Zangl, die deren Zuordnung zum Ressort für Generationen bestechend logisch findet: „die Frau als verbindendes Element der Generationen, von der Gebälerin über die Erzieherin bis hin zur Altenpflegerin“. Und die feministische Wissenschaftlerin Gudrun Perko durchforstet das Programm der amtierenden Regierung hinsichtlich des Stellenwerts von Frauenforschung, *Gender Studies*, feministischer Theorie und Wissenschaft, um nachdrücklich festzuhalten: „Die Rubrik *Wissenschaft, Forschung und Technologie* wurde im neuen FPÖVP Re.Gierungsprogramm frauenfrei gemacht.“

Die Sprache des Widerstands äußert sich auch in anhaltender Sprachreflexion und Sprachkritik. Die inflationär ausgegebene Losung der neu installierten FPÖVP-Koalition, sie nicht an ihren Worten, sondern an ihren Taten zu messen, und die „damit suggerierte Trennbarkeit von Sprechen und Handeln“ verharmlöst, so Silvia Stoller und Ingvild Birkhan, „die von vielen VertreterInnen der FPÖ jahrelang praktizierte, nicht mehr zumutbare politische Rede und trägt damit zu ihrer Legitimierung bei.“ Den von der Regierung wiederholt geforderten „Dialog“ weist Eva Rossmann zurück; sie deklariert sich als zugehörig „zu denjenigen, die finden, daß man diese Regierung schrittweise normalisiert, wenn man mit ihr oder ihren offiziellen VertreterInnen verhandelt.“

Signifikant aggressiv muten für Ulrike Kadi etwa „Schüssels Auf- und Abrüstungsrhetorik“ und „Haiders Selbstbild als Fuchs in einem Hühnerstall“ an. Anna Mitgutsch beklagt die „Zurichtungen der Sprache“, wenn von „Asylanten“ statt AsylbewerberInnen die Rede ist, wenn die „Ausländerfrage“ oder das „Ausländerproblem“ strapaziert werden. Die „unerträgliche Verkehrung der Sprache“, ihre massive Militarisierung und Sexualisierung analysiert auch Erika Danneberg, um in ihrem Resümee ein Zitat von Berthold Brecht zu variieren: „DIE SPRACHE VERRÄT UNS DEN SCHLÄCHTER.“ Gegen die üblich gewordene „ekelhafte Verlautbarungssprache“ schreibt Elfriede Jelinek einmal mehr an, und Elfriede Hammerl zitiert in entlarvender Weise einen „Siegesheuler nach der Wahl im Radiointerview“, der da meinte: „Der Jörg Haider lügt nicht, der sagt, was er spricht.“

„Schwarz und blau“ ärgert sich nicht nur Karin Spielhofer, deren Wortschatz sich durch die neue Regierung überraschend erweitert hat: „durch sie weiß ich, daß ungereimtheiten zwischen wahlversprechen und koalitionsabkommen nicht als widerspruch oder gar als vertrauensbruch gegenüber den wählerinnen und wählern aufzufassen sind, sondern als inhalte mit ‘erklärungsbedarf’“.

Dem vielfach diffamierenden und polarisierenden freiheitlichen Sprachgebrauch diametral entgegengesetzt, der sich zur Konstituierung und Konsolidierung einer Wir-Gruppen-Identität des sprichwörtlich gewordenen „kleinen Mannes“ ausladender Beschimpfungen, signifikanter Verharmlosungen und einer deutlichen Ausgrenzungsrhetorik bedient, lokalisiert Beatrix M. Kramlovsky den „Sinn von Sprache“ darin, „den Grad der Fremdheit zu verringern“. Zunehmend belastet Rubia Salgado das Gewicht von „Wörter[n] wie Steine[n]“.

Aber nicht allein in Bezug auf die regierenden Parteien, insbesondere die FPÖ, auch am Sprachgebrauch der OrganisatorInnen der Widerstandsaktivitäten wird Kritik geübt: „Weibliche Sprachformen werden weggelassen, als hätten sie nie existiert“, stellt Barbara Klein fest und zieht Parallelen zwischen der aktuellen Marginalisierung von Frauenpolitik unter widerständisch Aktiven zu Gunsten des vorrangigen Zusammenhalts gegen den Rechtsruck und den Ereignissen von 1968, als in ähnlichen Zusammenhängen von Haupt- und Nebenwiderspruch die Rede war. „Gleich dem ‘einen’ ist auch ‘das andere’ Österreich fest in männlicher Hand.“

Differenziert, vielfältig, feinsinnig, berührend, aufwühlend, informativ, selbstreflexiv, analytisch, originell, mitunter ästhetisch innovativ und insgesamt von durchaus unterschiedlicher Qualität sind die Texte, mit denen Frauen in Österreich ihren Widerstand schreiben. Der Anerkennungspreis der Jury für den Bruno Kreisky-Preis für das politische Buch des Jahres 2000, der dem Milena Verlag für die Widerstands-Anthologie zuerkannt wurde, ebnet den Weg für dessen nächsten politischen Sammelband, den das Preisgeld mitfinanzieren soll. Österreichs schwarz-blaue Regierung dauert an. Der Widerstand gegen sie auch, wenngleich nicht unvermindert.

Anmerkungen:

1 Vgl. links „Zur Lage der Nation“ unter <http://www.kultur.at/van01/link02.htm>.

2 Ein Überblick über Widerstandstexte anlässlich der FPÖVP-Koalition findet sich unter <http://www.awadalla.at/el/texte-schwarzblau.html>, ein link führt zu den Namen jener

AutorInnen, die sich bislang an den Widerstandslesungen am Wiener Ballhausplatz beteiligt haben.

3 Der Milena Verlag ist der ehemalige, seit 1997 umgestaltete Wiener Frauenverlag.

Anne Lehnert

Ein permanentes Abschiednehmen

Farideh Akashe-Böhme: Die Burg von Chah Barrdi. Von Persien nach Deutschland – die Geschichte einer Kindheit und Jugend, Frankfurt/M. 2000 (Brandes & Apsel Verlag, 168 Seiten, 29,80 DM).

Ein abgelegenes persisches Bergdorf, umgeben von Viehweiden, Weizen- und Weinfeldern sowie Gärten mit Feigen-, Mandel- und Nussbäumen. Eine mächtige Burg, in deren Innenhof ein Brunnen plätschert und der Duft der Rosen die Sinne betört. Lange Winterabende, an denen sich die Burgbewohner um ein Kohlebecken versammeln und bei Tee, Rosinen, Datteln und Nüssen Geschichten erzählen. – Mit der Schilderung solch märchenhafter Szenen beginnt Farideh Akashe-Böhme den autobiografischen Bericht über ihre Kindheit und Jugend. Sie endet mit der endgültigen Ablösung von ihrem Heimatland und dem Beginn ihres Soziologiestudiums im deutschen Exil. Ihr Weg von Persien nach Deutschland hängt eng mit dem Einbruch der Moderne und dem Zerfall der feudalen Strukturen in Persien zusammen. Vorangetrieben wird der Ablösungsprozess durch Akashe-Böhmes Hunger nach Bildung und durch ihr eigensinniges und tapferes Eintreten für ein selbstbestimmtes Leben, das sie immer wieder mit ihrer Familie in Konflikt bringt.

Zur ersten Krise kommt es, als Akashe-Böhme im Alter von zwölf Jahren verheiratet werden soll. Zu dieser Zeit lebt sie mit der Familie ihrer Schwester in der Erdölstadt Abadan. Bereits als Dreijährige hat sie die Burg von Chah Barrdi verlassen und ist von da an nur noch in den Sommerferien in die idyllische Welt ihrer Kindheit zurückgekehrt. In der Stadt fühlte sie sich zunächst fremd und eingesperrt, liebt aber die Schule, die sie hier besuchen kann. Ein Jahr lang kämpft sie dagegen, einen Mann heiraten zu müssen, der ihr unsympathisch ist, anstatt weiter zur Schule gehen zu dürfen. Weder ihre Argumente noch ihr Weinen und Flehen stimmen den Vater um. Erst ein Selbstmordversuch bringt ihn dazu, die Verlobung rückgängig zu machen. Allerdings hat er kein Verständnis für Akashe-Böhmes Wunsch nach einem individuellen Lebensweg, sondern verlobt sie bald darauf erneut. Immerhin darf sie aber das Abitur machen, bevor sie heiratet und ihrem Mann nach Deutschland folgt.

Hier zeigt sich erneut, dass Akashe-Böhme die ihr zugedachte Rolle der Ehefrau nicht liegt. Sie will nicht auf ihren Mann angewiesen sein und die Tage in der engen Wohnung verbringen. Stattdessen erkämpft sie sich mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit die Erlaubnis, studieren zu dürfen. Außerdem engagiert sie sich im persischen Studentenverein gegen das Schah-Regime. Ihr Mann jedoch ist eifersüchtig und schlägt sie immer wieder brutal. Auch in dieser Notlage findet sie bei ihrer Familie kein Verständnis. Ihr Wunsch zurückzukehren wird abgeschlagen, und als sie sich schließlich von ihrem Mann trennt, bricht die Familie den Kontakt völlig ab. Befreit von den Fesseln der Familientradition und ihrer Ehe, aber auch völlig verunsichert und einsam, trifft sie auf einen Professor, der sie ermutigt, ihren eigenen Weg zu gehen. Durch eine Stelle in der Bibliothek wird sie finanziell unabhängig. Als der Vater sie schließlich besucht, um ihr den Tod der Mutter mitzuteilen und sie nach Persien mitzunehmen, ist die Kluft zwischen ihnen zu groß, um sie noch zu überbrücken. Die Proklamation des islamischen Staates durch Khomeini vergrößert die Entfernung zu ihrer Heimat noch weiter. Das Exil in Deutschland wird ein Exil auf Dauer.

Farideh Akashe-Böhme lebt heute noch hier und ist eine der profiliertesten Soziologinnen auf dem Gebiet der Frauen- und Migrationsforschung. Sie erzählt ihren autobiografischen Bericht nüchtern und doch anschaulich. Dabei nimmt sie Bezug auf die Erzähltraditionen ihrer Heimat, grenzt sich aber zugleich davon ab: Die Geschichte, die sie erzählt, unterscheidet sich von den fantastischen Geschichten von Ahnen, Gespenstern und wunderbaren Ereignissen, die man sich in Chah Barrdi an langen Winterabenden erzählte. Ihr geht es nicht darum, andere zu beeindrucken, sondern eine sehr persönliche Wahrheit aufzuspüren. Aus dem Blickwinkel des Kindes und der Jugendlichen gibt sie ihre Erinnerungen wieder. Ihr Eigensinn und ihr starker Wille spiegeln sich in zahlreichen kleinen Episoden: In den Ferien in Chah Barrdi reitet sie auf einem Ziegenbock und bricht sich dabei das Schlüsselbein, sodass sie den Truthahn nicht mehr mit dem Stock ärgern und jagen kann. Ein anderes Mal wirft sie trotz aller Warnungen ein brennendes Streichholz in einen leeren Benzinkanister und verbrennt sich dabei die Hand an der hervorschießenden Flamme.

Aber Akashe-Böhme verliert sich nicht in ihrer subjektiven Erlebniswelt. Auch der Blick der Soziologin hat seinen Platz. Immer wieder fügt Akashe-Böhme, in Kursivschrift von den Kindheits- und Jugenderlebnissen abgesetzt, Reflexionen über den Erzählprozess und Kommentare aus ihrer heutigen Sichtweise ein und verknüpft so ihre persönlichen Erfahrungen mit den gesellschaftlichen Hintergründen. Die strenge Trennung wirkt manchmal etwas künstlich – sind doch beide Teile von der erwachsenen Frau und Wissenschaftlerin geschrieben. Sie wird auch nicht immer eingehalten. Dennoch trägt diese Erzählweise zum Reiz der Autobiografie Akashe-Böhmes bei. Gerade diese

Einschübe, die den Lesefluss aufhalten und verhindern, dass man völlig in die fremde Lebenswelt eintaucht, verleihen dem Bericht seinen angenehm sachlichen Ton. Wirklich störend sind dagegen die zahlreichen Druckfehler, über die man beim Lesen stolpert.

**Rezensionen zum Thema
'Beziehungen'**

Maja S. Maier

**„Jedenfalls sagst Du mir genau das,
was ich wissen wollte: Wie du bist.“**

Brigitte Reimann/Christa Wolf: Sei begrüßt und lebe. Eine Freundschaft in Briefen 1964-1973. Hrsg. v. Angela Dresche, Berlin 1999 (Aufbau Taschenbuch Verlag, 190 Seiten, 15,90 DM).

Ich hab oft gesagt, daß es über unsere Zeit später mal keine Briefliteratur geben wird, weil kein Mensch mehr Briefe schreibt, aus mehreren Gründen. Auch ich nicht, oder nur selten. Mitteilungen, Anfragen, Proteste – das ja. Aber einen richtigen Brief? Kann man sich auf irgendeinen Briefpartner verlassen? Und jetzt hast Du mir einen geschrieben und das hat mir sehr wohlgetan. [...] Da wurde ich neugierig, und das scheinst Du ganz richtig verstanden zu haben. Jedenfalls sagst Du mir genau das, was ich jetzt wissen wollte: Wie du bist.

(Christa Wolf an Brigitte Reimann am 5.2.1969)

Die Veröffentlichung der Briefe der beiden Schriftstellerinnen der DDR, die sich 1963 anlässlich einer Reise kennen gelernt hatten, ist nicht zuletzt der Intensität der Freundschaft, die sich in den Briefen entfaltet, zu verdanken. Aus dem Briefwechsel zwischen der – auch im Westen – in den 1960er Jahren bereits arrivierten 40jährigen Christa Wolf und der vier Jahre jüngeren Brigitte Reimann, die mit Hörspielen und Erzählungen auf sich aufmerksam gemacht und auch Auszeichnungen erhalten hatte, erfährt die Leserin aber nicht nur etwas über die Freundschaft und die Biografie der beiden Schriftstellerinnen. Sie erhält zudem einen äußerst interessanten Einblick in die Zeitgeschichte.

Wolf und Reimann haben wie wenig andere die offiziell auch anerkannte Literatur der DDR geprägt. Der Titel von Brigitte Reimanns Erzählung „Ankunft im Alltag“ gab der neuen literarischen Periode der 1960er Jahre ihre programmatische Bezeichnung ‘Ankunftsliteratur’. Die Erzählung galt als eine besonders gelungene Umsetzung der Forderung, die „Trennung zwischen Kunst und Leben, zwischen Kulturschaffenden und Produktionsarbeitern aufzuheben“ und auf diese Weise die Entwicklung einer eigenen sozialistischen Kultur zu befördern. ParteifunktionärInnen, SchriftstellerInnen und ArbeiterInnen hatten diese, als Bitterfelder Weg bezeichnete Richtung der Kultur- und Bildungspolitik, bei der 1. und 2. Bitterfelder Konferenz, 1959 und 1964, vorgegeben. Schriftstellerinnen und Schriftsteller sollten durch die Mitarbeit im Betrieb verstärkt auch Themen der sozialistischen Arbeiterschaft verarbeiten und Arbeiter und Arbeiterinnen wurden in ‘Schreibzirkeln’ zum Schreiben motiviert. Auch Christa Wolfs Erzählung „Der geteilte Himmel“ entstand bekanntermaßen in diesem Zusammenhang.

Die wesentlichen Eckpunkte der kulturpolitischen Leitlinie zur sozialistischen Literaturproduktion sind damit bereits genannt: Sie steckten den Rahmen ab, in welchem literarische Arbeiten verfasst, veröffentlicht und bewertet wurden. Aber auch private Beziehungen – wie die zwischen Christa Wolf und Brigitte Reimann – bleiben unverständlich, wenn dieser Rahmen nicht berücksichtigt wird.

Der Briefwechsel von Wolf und Reimann zeugt beispielsweise davon, dass diese Leitlinien nicht ausschließlich als Staatsdoktrin zu verstehen sind, sie spiegelten ebenso die Positionen einzelner Autorinnen und Autoren in kontroversen – mal mehr, mal weniger offen geführten – Diskussionen: Die Briefe zeigen, wie sehr die Freundschaft zwischen den Schriftstellerinnen mit dem Austausch über die Funktion von Kunst und Literatur, über das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft und die politischen Bedingungen für die literarische Produktion verknüpft war. So findet sich beispielsweise eine eindeutige Kritik an der Haltung der nachfolgenden Schriftstellergeneration bei Brigitte Reimann, weil „die sich die Überheblichkeit leisten, lieber keine als kleine Schritte zu tun und nichts zu veröffentlichen, weil sie sich nicht korrumpieren lassen“. (Reimann, 30.8.70) Damit vergeben sie Reimanns Meinung nach die Chance, durch Schreiben gesellschaftsverndernd zu wirken: „Finde ich alles unernst und überhaupt anfechtbar, ich meine, was die Idee betrifft, diese Geschichten und Romane, die da angeblich geschrieben werden, zurückzuhalten für kommende bessere Zeiten (denn tatsächlich bieten sie den Verlagen nicht mal etwas an, riskieren nicht mal, rausgeschmissen zu werden).“ (Reimann, 11.7.70)

Die Enttäuschung über die scheinbar bequeme Haltung der Jüngerer, die anders als die Generation, zu der Wolf und Reimann zählen, nicht aktiv gestaltend auf die sozialistische Gesellschaft einwirken wollen, bleibt dabei nicht verborgen. Selbst zu der Generation gehörend, die als Kind den Nationalsozialismus erlebt hatte und angetreten war, eine bessere Gesellschaft aufzubauen, stellte sich Reimann der Zensur zum Trotz die Aufgabe, den Romanfiguren – wie in ihrem unvollendet gebliebenen Roman *Franziska Linkerhand* – ein Eigenleben zu erlauben, das nicht mit den sozialistischen Idealen übereinstimmte; Zweifel waren dabei inbegriffen: „mal finde ich, es steckt voller Kompromisse, mal bin ich selbst bestürzt über gewisse Szenen, die mir mit Sicherheit gestrichen werden (ihr Fehler: sie sind aus der Wirklichkeit entnommen).“ (Reimann, 18.1.72)

Der Blick auf die sozialistische Gesellschaft, wie sie wirklich ist, war dabei sowohl im literarischen Werk als auch im Leben von beiden Schriftstellerinnen ein zentrales Mittel, um Kritik an den bestehenden Verhältnissen zu üben und zugleich den Idealen von einer anderen Gesellschaft mehr Realität zu verleihen. Weder staatliche Zensur noch persönliche Enttäuschung sind dabei

ausgeblieben: „Weißt Du noch, wie Du in Moskau entsetzt warst, als niemand sich bereit fand, in der nassen Bahnhofshalle einen Betrunkenen aus der Pfütze zu ziehen? Und Du das dann machtest? Und Du enttäuscht warst von den neuen Menschen, die Du Dir anders vorgestellt hattest?“ (Wolf, 5.2.69)

Das Private der Freundschaft der beiden Frauen und die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Bedingungen korrespondieren dabei miteinander: Immer geht es um eine Reflexion der Widersprüche zwischen der eigenen Lebensrealität und den Idealen. Diese Auseinandersetzung verbindet die beiden Frauen mehr als ihre unterschiedlichen Lebenssituationen sie zu trennen scheinen. Wolf und Reimann begegneten sich – entgegen der Ankündigung im Klappentext – nicht als zwei Frauen, „die sich in ihrem Anderssein akzeptierten und mochten“, sondern als zwei Personen, die sich aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit neugierig gegenüber standen. Die Besonderheit der Freundschaft lässt sich vielleicht sogar gerade damit beschreiben, dass sich Brigitte Reimann – deren rastloses Leben, mit vier Ehemännern, wechselnden Liebhabern und ohne Kinder, als Vorbild untauglich war – und Christa Wolf – die als familiär gebundene Vorzeigeschriftstellerin galt – die Frage nach ‘dem richtigen Weg’ in dieser Hinsicht nicht gestellt haben. So kann sich Brigitte Reimann ab und an nach dem Wolfschen Heim sehnen: „Mir wäre sehr nach Reden zumute, und nach Büchern, und überhaupt nach eurem Haus – einer Familie, meine ich, Eurem Beispiel. Daß so was geht und sogar gutgeht... sehr merkwürdig.“ (Reimann, 13.11.70) Und Christa Wolf, wohlwissend, dass Reimanns Lebensstil von politischer Seite her immer wieder eine Zielscheibe der Kritik war, kann ohne unglaublich zu erscheinen schreiben: „Ein so lockeres Leben könnte ich mir nicht erlauben, es würde auch nicht zu mir passen, es kommt also gar nicht auf mich zu, das ist überhaupt nicht mein Verdienst. Ich verurteile es bei anderen nicht, ich gucke bloß zu.“ (Wolf, 16.7.70)

Die Leserin erfährt in diesen Briefen darüber hinaus auch etwas über das Selbstverständnis von Frauen in den 1960er und 1970er Jahren der DDR-Gesellschaft: Aus heutiger Perspektive ist daran erfrischend, dass sich die beiden Briefeschreiberinnen, selbst in den Erzählungen über Alltag und Eheleben, vorbehaltlos als Subjekte ihres Handelns betrachten. Weder emotionale Verstrickungen noch allgemein gesellschaftliche oder spezifisch männliche Erwartungen an Frauen vermögen es, dies zu verhindern. Vergegenwärtigt sich eine demgegenüber das Bestreben der BRD-Frauenbewegung, die in derselben Zeitspanne begann, die gesellschaftlichen Vorstellungen einer – immer auf den Mann bezogenen – Weiblichkeit explizit zurückzuweisen und die Entdeckung der weiblichen Subjektivität als Ausgangspunkt für gesellschaftliche Veränderungen zu begreifen, fällt erst auf, wie wenig den Schreiberinnen diese Subjektivität gilt: So enthält sich Brigitte Reimann an einer Stelle der Meinung dar-

über, ob sich auch in der DDR-Gesellschaft geschlechtstypische Freizeitinteressen ausgebildet hätten, und das eben gerade deshalb, weil sie diese Hypothese in ihrem Umfeld bestätigt sieht: „also unterstelle ich mir subjektive Sicht und scheue vor Verallgemeinerung“ zurück. (Reimann, 1.6.72)

Auch wenn sich solche Unterschiedlichkeiten bei näherer Betrachtung als Folge des jeweiligen Gesellschaftssystems und den entsprechenden ideologischen Hintergründen erschließen lassen, veranschaulichen diese persönlichen Dokumente, die nicht zur Veröffentlichung gedacht waren, in sehr schöner Weise, wie gesellschaftliche Bedingungen und persönliches Erleben miteinander verwoben sind.

Zugleich vermitteln die Briefe ein Verständnis von Freundschaft, in dem der Wunsch nach Austausch über existenzielle Fragen und gesellschaftliche Ereignisse gegenüber dem Bedürfnis nach Offenbarung des Selbst im Vordergrund steht. In weiten Teilen des Briefwechsels stehen persönliche Befindlichkeiten absolut im Hintergrund. Selbst als Brigitte Reimanns Gesundheitszustand sich aufgrund ihrer Krebserkrankung so sehr verschlechtert, dass diese nicht mehr unthematisiert bleiben kann, bleibt die von Christa Wolf in immer wieder neuen Varianten aufgeworfene Frage zentral: 'Wer soll das schreiben, was Du zu schreiben hast?' Ein psychologisierender Umgang mit der Freundin wird vermieden. Ohne voraussetzende Rücksichtnahme wird Brigitte Reimann weiterhin mit Erwartungen beruflicher und privater Art konfrontiert. Christa Wolf versäumt es jedoch nicht, Brigitte Reimann immer wieder explizit dazu aufzufordern, etwas zu ihrem Befinden zu schreiben: „wenn du gar nichts sagst, bist du meistens traurig“. (10.3.70) Die Briefe zeugen hier von einem umfassenden Wissen über die Andere und einem hohen Grad an emotionaler Verbundenheit. In ihren schmalen Kommentaren der Freundin gegenüber ist Brigitte Reimann ihrerseits bemüht, ein Bild von sich zu geben, das weder geschönt noch von Selbstmitleid geprägt ist: „Das ist nun der dritte oder vierte Brief an Dich, die anderen habe ich verworfen, die waren zu lustig oder zu melancholisch oder von der Sorte 'stille Tapferkeit', jedenfalls krampfhaft“. (29.1.69) Hinter solchen Formulierungen scheinen sich auch die Fragen zu verbergen, was dem Gegenüber in einer solchen Situation zugemutet werden darf und wie Bedürfnisse nach Trost und Verständnis geäußert werden können. Wie sich, wenn eine der beiden Beteiligten äußerst schwer mitteilbare Prozesse durchlebt, die das Verhältnis zum Leben und zur Welt erschüttern, eine Beziehung aufrechterhalten lässt. Und das in dem Sinn, dass Eine in ihrem Handeln weiterhin auf die Andere Bezug nimmt, kommuniziert, teilnimmt und sich nicht verschließt, zurückzieht oder schweigt. Der Briefwechsel zeugt davon, dass der Dialog zwischen den beiden Frauen bestehen geblieben ist.

Die Lektüre des Briefwechsels vermittelt der Leserin Erkenntnisse über die Persönlichkeiten zweier bedeutender Schriftstellerinnen sowie über das kulturpolitische und alltägliche Leben in der DDR-Gesellschaft der 1960er Jahre. Darüber hinaus inspiriert sie zusätzlich aufgrund der zeitlichen Distanz zu weitergehenden Überlegungen: beispielsweise über politische Strategien hinsichtlich gesellschaftlicher Veränderungen, über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft oder über Beziehungs- und Freundschaftskonzepte. Und schließlich regt die Lektüre auch zum Weiterlesen an: Welche Christa Wolfs Werke bereits kennt, der seien die inzwischen in Neuauflage erschienenen Erzählungen von Brigitte Reimann, ihr unvollendeter Roman, Tagebücher oder weitere Briefesammlungen dringend empfohlen.

Der Briefwechsel endet mit dem Tod von Brigitte Reimann. Das mag zu einer Stilisierung der Person und einer Überhöhung der Freundschaft verleiten. Auch wenn die Krebskrankheit von Brigitte Reimann aus den Briefen nicht wegzudenken ist, ginge eine solche Überhöhung der Freundschaft von Christa Wolf und Brigitte Reimann allerdings an der Subtilität des Briefwechsels vorbei. Und sie würde die Freundschaft auf Klischees reduzieren, derer Christa Wolf – wie sie nur wenige Wochen vor Brigitte Reimanns Tod äußert – überdrüssig ist: „in irgendeiner ein bißchen komplizierten Weise hängt mein Überdruß an den Klischees auch mit Dir zusammen. Denn in welches der Dir oder mir bekannten Klischees ließe sich die Beziehung bringen, die zwischen uns entstanden ist?“ (Wolf, 6.2.73).

Rotraud von Kulessa

Die deutsche Mutter – der europäische Sonderweg

Barbara Vinken: Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos, München 2001 (Piper, 329 Seiten, DM)

Die Diskrepanz zwischen dem Anspruch auf Emanzipation und auf der anderen Seite das sich Verschanzen hinter dem Mutterdasein – als deutschen Sonderweg der Frauen – beleuchtet Barbara Vinken ausführlichst in ihrem Buch *Die deutsche Mutter*. Erschienen ist dies zu einem Zeitpunkt, an dem sich die gesamte Nation die Frage stellt, warum sie vom Aussterben bedroht ist. Die Geburtenrate in Deutschland ist mit 1,3 Kindern pro Frau relatives Schlusslicht in Europa. Parallel dazu steht die weitgehende Abwesenheit der deutschen Frau in Karriereberufen. Vinken deckt mit ihrer Studie das grundlegende Dilemma der Situation der Frauen in Deutschland auf: In kaum einem anderen europäi-

schen Land wird so viel über Feminismus und Emanzipation der Frau gesprochen, geschrieben und studiert wie bei uns und im Gegenzug so wenig praktiziert. Die Statistik zeigt – so Vinken – dass sich seit zwanzig Jahren nichts verändert hat. Schuld daran ist „das Bollwerk der deutschen Mutter“.

Im Gegensatz zu unseren europäischen Nachbarn ist es bei uns noch immer so, dass die Frau sich – spätestens um die 30 – zu entscheiden hat: Kind oder Karriere! Die vermeintlich familien- und frauenfreundlichen Regelungen wie der Erziehungsurlaub und das Erziehungsgeld für drei Jahre haben sich für die Frau als Sackgasse erwiesen. Ein Wiedereinstieg in den Beruf nach drei oder mehr Jahren Erziehungsurlaub bleibt in der Regel Illusion, denn auch nach drei Jahren ist das Problem der Kinderbetreuung in den seltensten Fällen gelöst. Kindertagesstätten, Ganztagskindergärten oder -schulen sind in Deutschland nur in Sonderfällen vorgesehen. Die Kindererziehung und -betreuung ist Aufgabe der Familie und vor allem der Mutter. So denken Gesellschaft, Politiker und nicht zuletzt die deutschen Mütter selbst. Haben sie erst einmal ein Kind in die Welt gesetzt, gibt es für sie nur noch ein Lebensziel: eine perfekte Mutter zu sein. Dazu gehört, dass sie sich 24 Stunden am Tag ausschließlich um das Kind kümmert, es möglichst lange stillt und möglichst nie von ihm getrennt ist. Mit Abscheu betrachtet sie die Mütter auf der anderen Seite des Rheins, die ihre Sprösslinge im zarten Alter von 6 Wochen in Kinderkrippen abschieben und mit der Flasche aufziehen. Doch – so Vinken – wird durch nichts die Annahme bestätigt, diese Kinder trügen Schäden irgendwelcher Art davon. Nichts bestätigt die Ansicht, dass Kinder nur innerhalb der Familie gedeihen könnten.

Warum kann sich also dieses Konzept bei uns immer noch halten? Barbara Vinken zeichnet die Entwicklung des deutschen Mutterbildes von Luther, über Rousseau, Pestalozzi und das Dritte Reich nach. Den historischen Etappen und pädagogischen Modellen ist eines gemeinsam: Die Mutter gehört zum Kind und nicht in das öffentliche Leben. In Westdeutschland ließ sich dieses Modell nach dem Zweiten Weltkrieg zum einen in Abgrenzung zur DDR halten, zum anderen wirkte noch das Schreckensbild des Dritten Reichs, sodass es galt, den Staat möglichst von der Einflussnahme auf die Kinder fernzuhalten. Nach und nach trat in der Bundesrepublik allerdings ein anderes Ziel in den Vordergrund, das sicherlich auch bei der jetzigen Familienpolitik eine bedeutende Rolle spielt: Die Mutter, die nach drei Jahren Erziehungsurlaub nicht in ihren Beruf zurückkehrt, taucht in keiner Arbeitslosenstatistik auf und entlastet den Arbeitsmarkt auf effektive Weise. Es gibt somit keinen Grund, an staatlich organisierte (Ganztags-)Betreuung der Kinder zu denken, dessen Fehlen von Vinken – zu Recht – als Hauptgrund für die Abwesenheit der deutschen Mutter im Berufsleben dargestellt wird.

Am Ende ihres Buches steht die Hoffnung, „dass es vielleicht auch hier einmal für Frauen normal sein (wird), Karriere und Kinder zu haben.“ Wahrscheinlich wird sich dies für unsere Töchter verwirklichen, die nämlich aufgrund der Bevölkerungsentwicklung gezwungen sein werden, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren. Genauso wie der Staat in der kommenden Generation dazu gezwungen sein wird, die Kinderbetreuung zu übernehmen.

Elisabeth Vogel

„Ich habe meine Grenzen erkannt“ ... Jüdische Beziehungen im Schatten des Holocaust

Erica Fischer: *Die Liebe der Lena Goldnadel. Jüdische Geschichten*, Berlin 2000 (Rowohlt Berlin-Verlag, 286 Seiten).

Die Autorin des vorliegenden Bandes ist spätestens seit der Verfilmung ihres Buches *Aimée und Jaguar* einem breiteren Lesepublikum als sensible Interpretin jüdischer Liebes-Beziehungen bekannt. Mit *Die Liebe der Lena Goldnadel* begibt sie sich wieder auf das Terrain, wieder stehen Beziehungen unterschiedlichster Art im Zentrum ihrer Aufzeichnungen. Zehn Geschichten vermitteln Einblicke in die Lebenswege und Beziehungsgeflechte von (Nicht-)Juden und Jüdinnen. Fischer ist in San Francisco, Krakau, Berlin, Wien, Istanbul und Ankara, Tel Aviv und Sarajevo Menschen begegnet, hat deren Biografien aufgezeichnet. Trotz all der unterschiedlichen Konstellationen verbindet diese Lebensgeschichten eines: Sie spielen im Schatten des Holocaust.

Es sind Menschen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen Alters und mit unterschiedlichen Erwartungen. Sie sind in Litauen geboren, wie Ruta im Kownoer Ghetto 1943, oder in Georgien, wie die Erzählerin aus „Mein arabischer Freund“. Diese Schilderung einer arabisch-jüdischen Liebe macht auf besonders eindrückliche Weise die vielfältigen kulturellen Räume deutlich, in denen sich Juden oft gezwungenermaßen bewegen und die ihr Leben und damit ihre Beziehungen zu anderen Menschen stark beeinflussen. „Mein arabischer Freund“ ist die Geschichte einer jungen Frau, deren georgische Mutter und usbekischer Vater die Tochter nach traditionell jüdischen Regeln erziehen. Nach der Emigration nach Israel nutzt Hadad jedoch die Chance der Emanzipation, arbeitet als Mechanikerin, absolviert den Militärdienst und lernt vor allem eins: „Wir Juden müssen uns schützen, denn die Araber akzeptieren unseren Staat nicht.“

Die Armee bietet mit ihrer Kameradschaft eine zweite Heimat bis eines Tages die Liebe zu Amir, einem Araber, ihre Vorstellungen über Araber zum Wanken bringt. Fast scheint es, dass diese Liebe trotz allem bestehen könnte. Es liegt jedoch an Hadad und ihren Erwartungen an Amir, dass die Beziehung ein Ende findet: „Von einem Araber erwarte ich Perfektion“. Seinen Ansatz, den kulturellen arabischen Hintergrund zu vergessen und zum Judentum zu konvertieren, bewertet sie als persönliche Unreife: „Dass er bereit ist, seinen gesamten Hintergrund aufzugeben, zeigt mir, dass er keine reife Persönlichkeit ist, keinen festen Willen hat.“

In „Sehnsucht nach Israel“ mit Schauplatz Berlin formuliert eine junge Frau, aufgewachsen mit einem jüdischen Vater in der DDR, ihre Sehnsucht nach einer lesbisch-jüdischen Beziehung, die sie auch eingegangen ist und sie an den Rand des existenziellen Ruins und der Selbstachtung gebracht hat. Beidseitig wird die Lebenspartnerin eine hohe Erwartung projiziert, andere Frauen werden „unter Nazi-Vorzeichen“ gesetzt, während die jüdisch-lesbische Beziehung als harmonischer Raum ersehnt wird. Auch hier zieht sich der Nationalsozialismus wie ein roter Faden durch die Geschichte und strukturiert die Erwartungen der Beteiligten.

Neben Kindern von Holocaustopfern sind es gerade die Lebenswege derjenigen, die der Vernichtung entkommen konnten, die die Lektüre des Buches so fesselnd machen. So z.B. die Biografie der bereits erwähnten Ruta: Sie ist im Streit mit unterschiedlichen Identitäten. Gezwungenermaßen bewegt sie sich über kulturelle Grenzen hinweg: Nach der Flucht aus dem Ghetto wird sie als Kleinkind bei christlichen Bauern auf dem Land in Litauen versteckt, wird getauft und trägt ein Kreuz, bis nach Kriegsende der Vater aus dem Konzentrationslager zurückkehrt und sie aus ihrer Pflegefamilie entführt. Den Vater kann sie nicht als leiblichen Vater annehmen, die wichtigsten Bezugspersonen sind die christlichen Bauern: „Ich hatte schon Pateneltern und richtige Eltern und sah überhaupt nicht ein, wozu plötzlich noch ein dritter Vater gut sein sollte. Judenvater habe ich ihn genannt und konnte ihn nicht leiden.“ Dieser Satz spiegelt auf groteske Weise die Folgen nationalsozialistischer Herrschaft für das europäische Judentum. Ruta verlässt mit ihrer Familie die Sowjetunion, es verschlägt sie über Wien bis buchstäblich an das Ende der Welt, nach Australien. Erst hier gibt es kein Zurück mehr vor der jahrelang unterdrückten Frage nach dem „Warum?“ der schmerzhaften Erinnerungen, und die letztendlich befreiende Suche nach ihrer vom Holocaust überschatteten Kindheit beginnt.

Die Suche nach dem Jüdischen, die alle Beziehungen dieses Bandes durchzieht, ist den vorgestellten Menschen gemeinsam, aber für jede und jeden stellt sie sich anders.

Rezensionen zum Thema

‘Dimensionen von *Gender Studies*’

Franziska Frei Gerlach

80er revisited

Hiltrud Bontrup/Jan Christian Metzler (Hrsg.): *Aus dem Verborgenen zur Avantgarde. Ausgewählte Beiträge zur feministischen Literaturwissenschaft der 80er Jahre*, Hamburg 2000 (Argument-Verlag, 271 Seiten, 39,80 DM).

In einer Zeit, in der sich die Gender Studies im deutschsprachigen Raum fast nur noch an amerikanischen Denkerinnen zu orientieren scheinen, tut es gut, sich auch wieder einmal auf 'Eigenes' zu besinnen. Dafür liefert der Argument-Verlag mit einer Zusammenstellung von teils vergriffenen Texten der feministischen Literaturwissenschaft aus den achtziger Jahren nun eine neue Anregung.

Damit wird ein Blick auf einen Zeitabschnitt möglich, dessen theoretischen „melting pot“ (Marlies Janz) die Diskussion der neunziger Jahre möglichst rasch hinter sich lassen wollte. Aus einer größeren Distanz kann nun das für die feministische Literaturwissenschaft ereignis- und erfolgreiche Jahrzehnt gewürdigt werden: Es ist die Zeit, in der sich feministische Fragestellungen an den Universitäten zu etablieren beginnen, die Zeit, in der die Vernetzung maßgeblich voranschreitet, und es ist die Zeit, in der die Literaturwissenschaft zu den führenden Diskursen in Geschlechterfragen gehört. Maßgeblich mitgestaltet hat diese Entwicklung die Arbeitsstelle für feministische Literaturwissenschaft der Universität Hamburg, unter anderem mit dem dort herausgegebenen Rundbrief *Frauen in der Literaturwissenschaft* (1983-1997) und mit diversen Tagungen.

Für großräumigere Konsolidierung des Forschungsfeldes sorgten in den achtziger Jahren die Sammelbände aus dem Argument-Verlag, die diese Tagungen dokumentierten. Diese Funktion blieb nicht unumstritten, vorgeworfen wurden Universalisierungsansprüche und Nivellierung durch die Preisgabe des kritischen Potenzials. Mit der Neuauflage von wichtigen Beiträgen aus dieser Zeit wollen die Herausgeber Hiltrud Bontrup und Jan Christian Metzler auch gegen diese wiederholt erhobenen Vorwürfe den Gegenbeweis antreten.

Ausgewählt wurden Beiträge aus dem Klassiker *Die verborgene Frau* (1983) sowie aus vier Sammelbänden, *Feministische Literaturwissenschaft* (1984), *Frauen – Weiblichkeit – Schrift* (1985), *Weiblichkeit und Avantgarde* (1987), *Frauen – Literatur – Politik* (1988), allesamt im Argument-Verlag erschienen. Mit der Wiederaufnahme der Schlagworte der achtziger Jahre bezieht sich der Titel der Aufsatzsammlung *Aus dem Verborgenen zur Avantgarde* auf die Gegenstände der feministischen Literaturwissenschaft und nicht auf die Entwicklung von letzterer selbst. Die zweite Lesart des Titels trifft aber die Inten-

tion der Herausgeber ebenfalls, die für die Einschätzung der damaligen feministischen Literaturwissenschaft programmatisch 'Avantgarde' als Gegenthese zu 'Nivellierung' setzen.

Die zusammengestellten Beiträge sollen laut Herausgeber repräsentativ für die damalige Diskussion sein. Repräsentiert ist mit drei Beiträgen von Sigrid Weigel und zwei von Inge Stephan sicher eine Führungsrolle dieser beiden Persönlichkeiten, die mit *Die verborgene Frau* begonnen hat. Aus dieser vielgelesenen Textsammlung sind zwei wichtige Beiträge vertreten: „Der schielende Blick“, jener für die feministische Begriffs- und Metaphernbildung folgenreiche Aufsatz Weigels, in dem sie aus der Grundthese des doppelten Ortes, zugleich beteiligt und ausgegrenzt zu sein, das feministische Vermögen vom Zugleich von Kritik und Utopie herleitet. Auch Inge Stephans „Überlegungen zur Untersuchung von Frauenbildern in männlicher Literatur“ explizieren eine für die achtziger Jahre – und darüber hinaus – charakteristisch gewordene Fragestellung.

Mit Weigels Klärungsversuch bezüglich der unsicher gewordenen Begriffsverwendung Frau/Mann respektive Weiblichkeit/Männlichkeit aus dem Band *Feministische Literaturwissenschaft* ist ein zweiter für die Diskussion der achtziger Jahre zentraler Beitrag von Sigrid Weigel vertreten. Dagegen befasst sich der zweite Beitrag von Stephan wiederum mit der Analyse von Frauenbildern bei Autoren, womit zwar eine thematische Nuance, nicht aber eine weitere Perspektive eröffnet wird.

Der dritte Aufsatz von Weigel, über Hans Bellmer und Unica Zürn aus dem Band *Weiblichkeit und Avantgarde*, wäre auch im Band *Topographien der Geschlechter* (1990) gut zugänglich. Sicher ist mit diesem Fallbeispiel eines Künstlerpaares eine weitere Perspektive aufgenommen worden, doch auch bei unbestrittener Bedeutung ihrer Arbeiten drängt sich die Frage auf, weshalb Sigrid Weigel mit fast der Hälfte der Textseiten den Band in diesem Ausmaß dominieren muss. Denn wichtige Vertreterinnen der feministischen Literaturwissenschaft der achtziger Jahre wie Renate Berger, Marianne Schuller, Annegret Pelz und Kerstin Wilhelms fehlen, werden aber zumindest im Vorwort von Bontrup/Metzler erwähnt.

Die weiteren Autorinnen sind insofern paritätisch vertreten, als sie mit je einem Beitrag erscheinen. Der Aufsatz von Gertrud Koch zur „feministischen Kinetheorie“ von 1984 vermittelt den Stand der damaligen anglo-amerikanischen Diskussion und plädiert für einen „Blickwechsel“ im Sinne einer weiblichen Ästhetik. Er zeichnet sich weniger durch sein Innovationspotenzial denn durch die Leistung der Übersetzung von einer Sprach- und Wissensgemeinschaft in eine andere aus. Anhand der französischen Denkerinnen Cixous, Irigaray und

Kristeva geht Gisela Ecker den Zusammenhängen zwischen feministischen Theorien und Poststrukturalismus nach und fragt, wie dieses Bündnis für feministische Literaturanalysen fruchtbar gemacht werden kann. Eine Fragestellung, die für die Diskussion um Schrift und Geschlecht zentral geblieben ist. Nur gestreift wird dabei die damals engagiert geführte Debatte darüber, ob Poststrukturalismus und Feminismus von ihren Denkvorsetzungen her nicht inkommensurabel seien.

Ebenfalls beim weiblichen Schreiben setzt der Beitrag von Rike Felka an und plädiert für das „Labyrinth“ als Textfigur für weibliches Schreiben. In anderer Weise nimmt Genia Schulz die Thematik von Schrift und Geschlecht auf. Sie untersucht, inwiefern sich die Textproduktion Heiner Müllers in einer Ikonografie des Weiblichen spiegelt und zieht damit die Konsequenzen aus der Entkoppelung von Frau und Weiblichkeit. Mit dem Wunsch der Auflösung der Geschlechterdichotomie in der Figur des Androgynen befasst sich Susanne Amrain in ihren Überlegungen zu Shelley, die sie – und hier scheint das Sendungsbewusstsein dieser frühen feministischen Arbeiten deutlich auf – als exemplarisch für den „übrigen europäischen und den nordamerikanischen Raum“ verstanden haben will.

Zwei Beiträge befassen sich mit dem prekären Bündnis feministischen Denkens mit der Psychoanalyse, von der einerseits entscheidende Denkfiguren übernommen worden sind, deren androzentrische Voraussetzungen andererseits radikal kritisiert werden. Susan Winnett diskutiert Freuds Hysteriepatientin Dora und Ottilie aus Goethes Wahlverwandtschaften als analoge „Handlungen der Meister“. Und in einem kurzen Text nimmt Marlene Müller Anregungen von Lacan auf, um ihr „Nachdenken über das Geschlechterverhältnis“ zu strukturieren.

Inhaltlich werden mit den Beiträgen zwei der von den Herausgebern genannten drei Erkenntnisinteressen der feministischen Literaturwissenschaft in den achtziger Jahren gut abgedeckt: die Analyse einer weiblichen Ästhetik respektive einer *écriture féminine* und die Kritik literarischer Frauenbilder. Zu kurz dagegen kommt das historisch frühere Interesse der Rekonstruktion einer Geschichte der Literatur von Frauen, die in den achtziger Jahren fraglos wichtige Ergebnisse lieferte. Hier übernahmen die Dokumentation und Verbreitung allerdings Sammelbände, die nicht im Argument-Verlag erschienen und darum von Bontrup/Metzler nicht berücksichtigt worden sind: Gnüg/Möhrmann (1985) und Brinker-Gabler (1988). Literatur(wissenschafts)geschichte, die auch Verlagsgeschichte sein soll, hat ihre Tücken.

Antonia Ingelfinger

Zaghafte Dialogversuche

Claudia von Braunmühl (Hrsg.): Der blockierte Dialog. Zur Rezeption feministischer Theorieimpulse im Wissenschaftsbetrieb, Berlin 1999 (Verlag Arno Spitz, 162 Seiten, 39 DM).

Die Beschäftigung mit feministischer Theorie oder gar ihr Einbeziehen in die eigene Forschung ist unter Wissenschaftlern nicht besonders ausgeprägt. Das Delegieren dieser Aufgaben an Wissenschaftlerinnen, denen aufgrund ihres Frauseins Interesse an Geschlechterforschung unterstellt wird, führt zur Entlastung der Wissenschaftler und zur Marginalisierung feministischer und genderorientierter Forschung. Deshalb hat der geniale Einfall, mit einer Ringvorlesung die Probe aufs Exempel zu machen, was von jahrzehntelangem feministischem Einsatz auf dem Gebiet der Wissenschaftskritik und innerhalb der Grundlagen und Methoden der einzelnen Fachbereiche in den Wissenschaftsbetrieb tatsächlich eingegangen ist, bereits in der Organisationsphase zu Tage gebracht, was kaum jemanden verwundern dürfte: die systematische Nichtbeachtung und Ausgrenzung feministischer Perspektiven und ein beharrliches Beschweigen genderorientierter Forschungsansätze und -theorien.

Darum gebeten, die Auswirkungen feministischer Theorien auf das Selbstverständnis des Faches zu referieren, reagierten Wissenschaftler eher irritiert. Dank ausdauernder Bemühungen der Initiatorinnen und ihrer erklärten Absicht, nicht einfach nur anklagen und bloßstellen zu wollen, sondern den lebendigen Austausch zu suchen, um die feministische Forschung aus ihrem Ghetto herauszuholen, erklärten sich schließlich doch eine Hand voll Interessenten dazu bereit, sich mit einem Vortrag an dem Dialogprojekt zu beteiligen, das der hier besprochenen Publikation vorausging.

Die veröffentlichten Beiträge kommen aus den Fachbereichen Politikwissenschaft, Biologie, Informatik, Soziologie, Erziehungswissenschaft, Landschaftsplanung und Geschichtswissenschaft. Neben der Vorstellung eigener Forschungsprojekte und -ergebnisse, in die teilweise feministische Theorieansätze eingeflossen sind, gibt es Dokumentationen erster Berührungen mit Themen und Anliegen feministischer Forschung, aber auch einen vorurteilsbehafteten Beitrag von Dietmar Kamper, der zur Beantwortung der Frage nach einem weiblichen Blick die Auseinandersetzung mit feministischer Literatur vermeidet, damit sein Desinteresse am Thema verrät und sich über die Anliegen der Vorlesungsreihe hinwegsetzt. Spannend sind Beiträge wie der des Landschaftsplaners Jochen Hanisch, der in Gesprächen mit KollegInnen und mittels einer selbst konzipierten Fragebogenaktion die Verbreitung und Akzep-

tanz feministischer Theorieansätze in der Landschaftsplanung untersucht hat. Die Bestätigung des blockierten Dialogs als Resultat seiner Untersuchung ist ein wenig überraschender Befund. Was die Lektüre dieses Beitrages so interessant macht, ist seine ernsthafte Auseinandersetzung mit feministischen Anliegen und sein glaubhaftes Bedauern, sich nicht früher mit ihnen beschäftigt zu haben.

Wer von den Beiträgen eine inhaltliche Beschäftigung mit dem aktuellen Diskussionsstand feministischer Forschung in den jeweiligen Fachgebieten erwartet hat, dürfte enttäuscht sein, sind die theoretischen Kenntnisse der Referenten doch nicht besonders breit gefächert und vorwiegend anhand älterer Literatur erworben. Autoren, die bei ihrer eigenen Forschung bereits (zaghaft) feministische Theorie rezipiert haben, wie der Politikwissenschaftler, der Naturwissenschaftler und der Informatiker, würdigen feministische Forschung zum Teil recht kritisch und meist nicht, ohne deren Relevanz letztlich wieder einzuschränken. Die Annahme, feministische Theorien beträfen nur einen Teilaspekt des Faches und könnten getrost als eine Richtung unter vielen angesehen werden, sitzt sehr tief. Das dürfte einerseits daran liegen, dass sich die beteiligten Forscher auf diese Weise dafür entlasten, dass sie es bisher versäumt haben, sich mit diesen Theorien (intensiver) auseinanderzusetzen. Andererseits wird hier auch der ungebrochene männliche Herrschaftsanspruch und sein hegemonialer Diskurs spürbar.

Trotzdem ist der Versuch des feministischen Dialogs mit Vertretern des regulären Wissenschaftsbetriebs ein lohnendes Unterfangen, das es fortzusetzen gilt, um nicht in einem Monolog zu verharren und die Randposition der feministischen Forschung zu zementieren. Dass sich einige Forscher trotz geringer Kenntnisse und eines fehlenden Überblicks auf das Thema eingelassen und damit ihre generelle Bereitschaft zum Dialog signalisiert haben, ist schon ein beachtliches Resultat dieses Projekts. Man merkt den Beiträgen an, dass die Auseinandersetzung mit feministischen Forschungsimpulsen ein Gewinn für die Autoren darstellt, und dass damit die erste Hürde, die Berührungsangst dem Neuen gegenüber, überwunden ist.

Insgesamt ist der Sammelband in zweierlei Hinsicht lesenswert. Zum einen, weil deutlich wird, auf wie wenig Interesse feministische Forschung im 'normalen' (*mainstream* = *malestream*) Wissenschaftsbetrieb stößt – ganz zu schweigen von einem Einfluss auf die Forschungsmethoden und -themen des jeweiligen Fachgebietes. Zum anderen, weil dieses ambitionierte Projekt gerade den wissenschaftlichen '*malestream*' mit dieser Tatsache konfrontiert, zur Auseinandersetzung gedrängt und einige Wissenschaftler doch noch zum Nachdenken über feministische Anliegen angeregt hat. Es bleibt zu hoffen, dass dies erst der Anfang war und eine Pflege des Dialogs zu mehr Akzeptanz und selbstverständlicherem Umgang mit feministischer Theorie führen wird.